

Henriette Frädrich

Familien scheiße

Wir hassen sie, wir lieben sie – Geschichten über
die, die uns am nächsten stehen.



Henriette Frädrich

FAMILIENSCHESSE

Wir hassen sie, wir lieben sie - Geschichten über die, die uns am nächsten stehen

Dieses eBook wurde erstellt bei

Inhaltsverzeichnis

[Titel](#)

[Vorwort](#)

[Kleine Schwester schreiend im Schnee](#)

[Schultütenterror](#)

[Du musst abnehmen!](#)

[Bitte nicht FKK!](#)

[Vater: Unbekannt](#)

[Das Ostergeheimnis](#)

[Und dann zertrat er mein Spielzeug](#)

[Zum Einser-Abitur ein Buch](#)

[Ich fahre vor dir vor!](#)

[Guck mal, ein Junge im Kleid!](#)

[Wenn ich nach Hause kam, war die Tür von innen verriegelt](#)

[Als ich vor Angst in den Papierkorb kackte](#)

[Als meine Mutter komplett durchdrehte](#)

[Whisky vorm Abitur](#)

[Mehr Bücher von Henriette Frädrich](#)

[Impressum](#)

Vorwort

Blut ist dicker als Wasser. Sagt man. Und nichts ist schöner, als eine intakte Familie zu haben. Wir alle sehnen uns nach der perfekten Rama-Werbung-Bilderbuchfamilie, doch gibt es diese leider nicht. In jeder Familie liegt die eine oder andere Leiche im Keller, in jeder Familie gibt es unausgesprochene Konflikte, Geheimnisse, Machtspielchen. Obwohl uns niemand so nahe steht wie die eigene Familie, fällt kaum etwas schwerer, als diese Konflikte innerhalb der Familie auszuhalten und auszutragen.

Sich von den eigenen Eltern loslösen oder gar lossagen? Schier unmöglich. Und wenn doch, quält das schlechte Gewissen, ein Leben lang. Das unsichtbare Familien-Band verbindet alle Familienmitglieder, für immer. Ob sie nun wollen oder nicht. Würden wir uns eine andere Familie aussuchen, wenn wir die Wahl hätten? Und wenn ja, welche, und was wäre dann wirklich besser? Fakt ist, in jeder nach außen wirkenden glücklichen Familie stecken Probleme und Streit. Macht man sich das bewusst, fällt es einem vielleicht leichter, die eigene Chaos-Familie zu akzeptieren und vielleicht auch ein kleines bisschen zu mögen.

Ich habe Familien-Geschichten von verschiedensten Menschen gesammelt. Es sind die Art Geschichten, von Situationen, Momenten, Erlebnissen, die wir nie vergessen. Die wir alle mit uns rumtragen. Über die wir nie reden. Oder über die wir besonders oft reden. Geschichten, die uns prägen. Die unsere Ängste verstärken, die unsere Ängste nehmen. Die uns stark machen, die uns schwächen. Es sind Protokolle von Verletzungen, von Konflikten, von Ohnmächtigkeiten, von Schuldzuweisungen, von Unausgesprochenem, von unterdrückten Gefühlen, von Ängsten, von Abrechnungen, von emotionalen Verpflichtungen, von falschen Loyalitäten. Es geht um die ganze Palette der familiären Dämonen, die uns unser Leben lang begleiten.

Die Geschichten schildern, was diese Menschen erlebt haben, ohne zu werten und ohne Lösungsansätze zu bieten. Es sind Protokolle. Wir alle haben solche Geschichten so oder so ähnlich selbst schon erlebt, wir alle werden uns hier und da wieder erkennen. Die Geschichten werden uns teilweise vielleicht zum Weinen bringen, andere Geschichten wiederum zum Lachen oder zum Schmunzeln.

Wir alle haben diese Geschichten, die wir nicht vergessen, und wir alle haben diese Wunden. Es sind Geschichten, die wir nie wirklich verdaut haben, die uns beschäftigen, die uns schwer im Magen liegen. Aber es sind auch Geschichten, die uns wärmen, Erinnerungen, die uns jedes Mal aufs Neue ein Lächeln ins Gesicht zaubern.

Das Buch ist ein Plädoyer für die Familie - und all das Chaos, das dazu gehört. Das Buch soll all denen helfen, die denken, sie würden ihre Familie gern gegen eine andere, bessere austauschen. Denn das Buch zeigt, dass es eine "bessere" nicht gibt. Denn an jedem Familienbesen steckt Dreck.

Jeder muss lernen, auf seine ganz eigene Art und Weise mit den Familiendämonen klar zu kommen. Einen allgemeingültigen Rat gibt es hier, leider, nicht. Sich an die Geschichten zu erinnern, und heraus zu finden, was diese mit einem gemacht haben, ist aber ein Anfang.

Henriette Frädrich

Winter 2014

Die Feige
Anna-Lena, 32, Hausfrau

Noch heute quält mich mein schlechtes Gewissen, wenn ich daran denke, was im Winter vor ca. 20 Jahren passiert war. Meine eigene Feigheit ist mir ein Graus, doch was kann man von einem zwölfjährigen Mädchen in dieser Hinsicht erwarten? Darf man von einem zwölfjährigen Mädchen Courage gegenüber einem tyrannischen Familienmitglied erwarten? Oder ist es nur ein Zeichen von Feigheit, dass ich mich gerade damit versuche, rauszureden?

Meine kleine Schwester und ich, damals waren wir vier und elf Jahre alt, wurden von meinen Eltern in den Urlaub geschickt. Zusammen mit unseren Großeltern. An und für sich eine schöne Sache, mit und bei den Großeltern die Ferien zu verbringen, aber unsere Großeltern waren nie die Rama-Werbung-Klischee-Großeltern. Sie waren keine bösen Menschen, nein, ganz und gar nicht, aber das warme, herzliche und liebevolle, wie man es aus Schnulzromanen so kennt, war nie ihre Stärke. Sie waren eher pragmatisch veranlagt und distanziert. Zudem waren sie recht streng, also nichts von wegen „bei Oma und Opa ist alles erlaubt“. Was aber das Zusammensein mit den Großeltern besonders kompliziert machte, war, dass sie ihre eigene Sicht der Dinge hatten und nie auch nur irgendwelche Widerworte oder andere Ansichten duldeten. Beziehungsweise es war mein Opa, dem alle Folge zu leisten hatten. Oma machte das, was Opa sagte. So wirkte es immer, als seien sie eine Einheit. Doch letztlich war es mein Großvater, der das emotionale Zepter in der Hand hatte. War er gut drauf, war die Stimmung entspannt. War er schlecht drauf, schlug sich das sofort auf alle Menschen um in herum nieder. Wie Frost senkte sich seine Stimmung auf alle um ihn herum. Und mein Opa war oft schlecht gelaunt. Mal, weil es ihm gesundheitlich nicht so gut ging, mal, weil ihm irgendeine andere undefinierbare Laus über die Leber gelaufen war. Es konnte alles sein. Zu jedem Zeitpunkt. Hatte er schlechte Laune, zog er sich zurück und strafte alles Leben um sich herum mit Verachtung und Eiseskälte. Kam man ihm dann zu nahe, blökte er einen an oder beachtete einen noch nicht mal. Kein Wunder also, dass alle um ihn herum immer bemüht waren, ihm alles recht zu machen. Denn seine Übellaunigkeit war nur schwer zu ertragen. Besonders nicht für mich, sein kleines Enkelmädchen, das ihren Großvater eigentlich liebte und bewunderte. Stets fragte sie sich, ob sie Schuld war, dass es ihm nicht so gut ging. Und so tat ich alles, um zu verhindern, dass er „böse“ wurde. Mein Opa war in gewisser Art und Weise ein Tyrann. Die Welt hatte sich nach ihm zu richten. Und tat sie das nicht, so gnade ihr Gott. Hatte mein Großvater gute Laune, hellte sich alles um ihn herum wieder auf. Alle atmeten auf. Die Farben kehrten zurück ins Spiel. Aufatmen überall. Juhu, heute geht es ihm gut. Er verteilte seine gute Launen wie kostbare Schätze. Er beehrte uns regelrecht damit.

Die Freude darüber, Urlaub mit den Großeltern zu machen, hielt sich also bei mir und meiner Schwester in Grenzen. Zumal die Konstellation auch in sofern angespannt war, dass ich die Lieblingsenkelin war, und meine kleine Schwester, obwohl sie erst vier Jahre alt war, bei meinen Großeltern einen schweren Stand hatte. Während ich immer lieb und brav und folgsam war, zeigte meine Schwester schon von Anfang an einen immensen Sturkopf. Wenn sie etwas nicht wollte, wollte sie es nicht. Und wenn sie etwas wollte, dann wollte sie. Und meistens setzte sie ihren Kopf durch, und wenn nicht, dann gab es riesiges Theater. Mit

stundenlangem Geschrei. Ich hätte mich das nie getraut. Meine Schwester kannte indes dagegen nichts. Mit renitenten und eigensinnigen Menschen konnten meine Großeltern nicht umgehen. Vielmehr verabscheuten sie diese. Sie erwarteten Gehorsam um jeden Preis. Klar, dass ich also im Spiel um die großväterliche Gunst ganz weit vorne lag. Und meine Schwester das Nachsehen hatte.

Das Verhältnis zu meiner Schwester war immer gut. Wir liebten uns, wir zofften uns, wir nervten uns – ganz normal eben für eine Schwesternbeziehung. Uns trennte ein großer Altersunterschied, und so war ich nicht nur ziemlich große Schwester, sondern auch ein bisschen wie eine Zweit-Mama für sie. Ich passte auf sie auf, spielte mit ihr, kümmerte mich um sie. So auch im Urlaub. Wovor ich sie allerdings nicht beschützen konnte, waren die Launen meines Großvaters. Ich bemerkte, wie er alles, was sie sagte oder tat, verabscheute. Er konnte sie einfach nicht leiden. Und mir tat es so leid, doch ich war machtlos. Beziehungsweise feige. Doch was sollte ich auch tun, als zwölfjährige, allein mit den Großeltern in der Pampa? Als Erwachsener kann man irgendwann, wenn es einem zu bunt wird, einfach auf den Tisch hauen und gehen. Nimmt sich ein Taxi, fährt zum Bahnhof, kauft sich ein Ticket und fährt weg. Aber ich als kleines Mädchen hatte diese Möglichkeit nicht.

Am schlimmsten war jedoch ein Winterspaziergang. Und ich schäme mich bis heute, dass ich nicht den Mumm hatte, mich meinem Großvater entgegen zu stellen und Partei für meine kleine Schwester zu ergreifen. Es war Winter, und Ziel der Urlaubsreise war die Nordsee, die in diesem Jahr von einem erstaunlich harten Winter in Beschlag genommen war. Überall lag Schnee, in den Dünen, ja sogar am Strand. So stapften wir vier, Oma, Opa, meine kleine Schwester und ich, eines Nachmittags warm eingepackt durch den dicken Schnee am Strand und durch die Dünen. Es hätte so schon sein können, doch aus unerfindlichen Gründen entwickelte sich zwischen meinem autoritären Opa und meiner sturen vierjährigen Schwester ein absurder Machtkampf.

Es war kalt, und mein Opa bestand darauf, dass sie Handschuhe anziehen sollte. Aber sie wollte nicht. Kleine Kinder hassen Handschuhe. Und anstatt sie in Ruhe und sie die Erfahrung machen zu lassen, dass kalte Hände irgendwann weh tun, bestand mein Großvater darauf, dass sie die Wolldinger anzuziehen hat. Dabei ging es ihm nicht wirklich um das Wohl seiner Enkelin. Ihm ging es vor allem darum, dass seine Ansage durchgesetzt wird. Er konnte ein Nein zu seinem Vorschlag nicht akzeptieren. Und schon gar nicht von einer renitenten Vierjährigen, die er eh nicht leiden konnte. Und so schimpfte er wie ein wild gewordener Ochse mit ihr, zog die Handschuhe über ihre Hand, hielt sie dabei grob fest. Sie ließ sich das nicht gefallen, zerrte die Handschuhe wieder ab. Was ihn noch wütender machte. Meine Schwester schrie wie am Spieß, schmiss sich auf den Boden. Sie hatte den vorausseilenden Gehorsam Opa gegenüber, den alle anderen, besonders weiblichen Familienmitglieder beherrschten, noch nicht gelernt. Je mehr sie protestierte, desto mehr geriet mein Opa in Rage.

Er zerrte sie grob hinter sich her, und es muss schmerzhaft für meine kleine Schwester gewesen sein. Er rieb ihre roten Händchen mit Schnee ab, um zu demonstrieren, wie kalt der Schnee ist und wie kalt ihre Hände werden, wenn sie keine Handschuhe anzieht. Es war absurd, und mein Opa wurde immer gemeiner zu ihr. Er ließ sie stehen, und stapfte wütend weiter. Als ich zu meiner Schwester eilen wollte, schließlich lässt man eine Vierjährige nicht einfach so in verschneiten Dünen stehen, blaffte er mich an und schubste mich zurück. „Lass die stehen! Die soll sehen, was sie davon hat!“ Seine Augen waren regelrecht hasserfüllt. Und ich, ich gehorchte. Natürlich. Mein Opa hatte soviel Macht über mich, ich hatte nicht den Mut, mich dem zu

widersetzen. Er hätte mich für den Rest des Urlaubs bestraft. Und auch meine Oma unternahm nichts. Sie schwieg. Sie war schon ihr Leben lang der Vasall von meinem Opa. Und so brach es mir fast das Herz, meine Schwester so verzweifelt schreien zu hören, und nichts dagegen unternehmen zu können. Ich war auch wütend auf sie, denn sie hätte sich das Theater echt sparen können, hätte sie auf Opa gehört und die dämlichen Handschuhe einfach angezogen. Diese Strategie befolgte eine ganze Frauengeneration schon seit Jahrzehnten: Egal, wie absurd die Dinge waren, die mein Großvater von sich gab, meine Mutter, meine Großmutter und nun auch ich, sagten zu allem Ja und Amen. Um genau solche Ausraster zu vermeiden – und um des lieben Friedens Willen. Aber so war meine Schwester nicht. Mit ihren vier Jahren brach sie aus dem Muster des folgsamen und angepassten Weibs aus. Und stellte damit die Macht meines Großvaters in Frage. Was der natürlich nicht ertragen konnte.

So stiefelten meine Oma und ich schweigend vorne weg, und ich betete, dass meine kleine Schwester endlich aufhören würde zu schreien. Ich weiß nicht mehr wie wir es geschafft haben, aber irgendwann waren wir an unserer Ferienwohnung angekommen. Meine Schwester wimmerte kläglich. Und ich nahm sie sofort mit in unser Zimmer und kuschelte sie heimlich. Ich flüsterte ihr ins Ohr „Der doofe Opa!“, putzte ihr die Nase und spielte mit ihr. Insgeheim war ich stolz auf sie. Endlich jemand, der meinem Opa Paroli bietet und sich nicht von ihm unterdrücken lässt. Sie beruhigte sich schnell, und schien den Vorfall schnell vergessen zu haben. Nicht so mein Opa. Er war die nächsten drei Tage schlecht gelaunt, aber von der allerfeinsten Sorte. An meiner Schwester perlte das ab, ich aber nahm mir das wie immer sehr zu Herzen. Zudem hatte ich ein riesiges schlechtes Gewissen meiner Schwester gegenüber. Ich hätte sie niemals allein lassen dürfen. Ich hätte mich meinem Opa widersetzen müssen. Ich hätte sie beschützen müssen. Aber ich war in dem Moment zu feige. Ich wollte in dem Moment die Gunst meines Großvaters nicht verwirken. Zu groß war die Angst, danach tage- oder gar wochenlang von ihm abgelehnt zu werden.

Unseren Eltern habe ich erst Jahre später davon erzählt. Aber sich beschwert bei meinen Großeltern haben sie nicht. Sie hatten nicht den Mumm dazu.

Bitte verzeih mir, kleine Schwester.

Der Gedisste
Stephan, 38, Schreiner

Als kleines Kind wollte ich immer zur Schule gehen. Ich beneidete die großen Schulkinder, wie sie morgens mit ihren schönen Schulranzen unterwegs waren. Ich wollte auch einen Ranzen haben. Statt dessen baumelte an mir eine ausgebeulte und schmutzige Kindergartentasche, für die ich mich immer mehr schämte. Ich wollte kein Kindergartenkind mehr sein, und schon gar nicht wollte ich, dass man das erkennen konnte.

Auf der Straße tat ich so, als würde ich schon lesen können. Bei jedem Plakat und an jedem Ladenschild blieb ich stehen und starrte lange drauf. Ich bewegte dabei meinen Kopf langsam von links nach rechts. Alle sollten sehen, dass ich schon lesen konnte. Dabei sah ich nichts weiter als irgendwelche Zeichen vor mir, die sich einfach nicht zu Wörtern zusammenfügen lassen wollten. Die Magie des Lesens war mir noch gänzlich verwehrt. Zuhause nahm ich die Zeitungen meiner Eltern und blätterte geschäftig darin herum. Auch hier tat ich so, als würde ich lesen. Und kam mir dabei wahnsinnig klug und erwachsen vor. Lesen zu können, muss ein tolles Gefühl sein. Ich malte mir immer aus, wie sich das anfühlen würde. Irgendwie magisch vielleicht. Als würde man Buchstaben essen und schmecken können. Als würde ein glitzersprühender Zauberstab die Buchstaben miteinander verschmelzen. Als ich dann Lesen lernte, und kapierte, dass die Buchstaben nur für einen bestimmten Laut stehen und man sie einfach nur aneinander reihen musste, um ein Wort zu bilden, war ich regelrecht enttäuscht. Als ich mein erstes Buch laut vorlas, tat ich das recht holprig. Ich verstand, was in dem Buch geschrieben war. Aber kein magisches Verschmelzen, kein Glitzerstaub, kein Schmecken, kein Fühlen. Es fühlte sich staubtrocken und nüchtern an. Und ich war echt enttäuscht. Das war es also?

Bevor ich in die Schule kam, wollte ich auch immer mit einem Füllfederhalter schreiben, und dabei ganz wichtig und ernst dreinschauen. Ich übte das immer wieder mit meinen Buntstiften, aber so richtig kam das Schulkindgefühl nicht auf. Ich bettelte meine Mama an, mir doch endlich den Federhalter zu geben, den sie bereits für mich gekauft hatte. Aber sie blieb streng: „Erst, wenn du eingeschult bist.“ Manchmal, wenn Mama nicht da war, schob ich einen Stuhl vor den großen Wohnzimmerschrank, kletterte drauf, und öffnete die Tür ganz oben. Ich wusste, dass Mama dort alle Geschenke und sonstiges nicht für meine Hände bestimmtes versteckte. Dort fand ich auch meinen Federhalter. Ich nahm ihn mir heimlich raus und setzte mich damit an den Schreibtisch vor dem großen Wohnzimmerfenster. Ich packte ihn aus dem grauen Verpackungspapier aus, und öffnete sein Pappschachtelbett. Er war orange und geriffelt. Die Miene war silbern, und noch ganz blitzblank. Wie gern hätte ich eine von den kleinen blauen Tintenpatronen eingesetzt, und losgeschrieben, also das, was ich damals für Schreiben hielt, aber das traute ich mich dann doch nicht. Man würde die Spuren sehen. Stattdessen kritzelte ich mit der trockenen Spitze über meinen Malblock. Der Federhalter kratzte über das Papier. Ich hielt die Luft an, denn die Spitze kam mir so empfindlich vor, ich hatte große Angst, sie zu verbiegen oder abzubrechen. Ich konnte mich nur schwer von meinem Federhalter trennen, ich liebte es, ihn in meinen kleinen Händen zu halten. Dennoch verpackte ich ihn so gut es ging und verstaute ihn wieder in seinem Versteck. Bis ich ihn endlich offiziell in den Händen halten durfte, waren mein Federhalter und ich schon ein eingespieltes Team.

Ich freute mich auch sehr auf das Mäppchen. Dieser Kasten, in dem man Stifte, Radiergummi (wir nannten ihn damals "Ratzefummel"), Lineal, Dreieck und Zirkel, Tintenpatronen, Tintenkiller und Federhalter fein säuberlich aufbewahrte, faszinierte mich schon immer. Ich würde es hegen und pflegen, da war ich mir sicher. Es würde immer ordentlich aussehen, akkurat und piccobello, die Stifte nach Farben sortiert, immer angespitzt. Nichts sollte darin rumfliegen, kein Krümelchen Dreck sollte seinen Weg in mein Mäppchen finden. Dass das im Schulalltag nur Illusion ist, lernte ich schnell. Dennoch war ich stets stolz auf mein Mäppchen, die Festung meiner Schulausrüstung.

Maßlos enttäuscht war ich über die Wahl des Ranzens. Ich wollte auch so einen schicken, bunten Plastik-Ranzen haben, mit bunten Bildern drauf. Als Kind gilt ja die Devise: Je mehr bunt und je mehr Plastik, desto besser. Kinder haben ein eigentümliches Ästhetik-Empfinden. Hoffnungsvoll betrat ich zusammen mit meiner Mutter den Taschenladen. Ich schielte auf die bunten Ranzen, meine Objekte meiner Begierde. Aber meine Mutter würdigte sie keines Blickes. Sie suchte stattdessen einen hellbraunen Ledertornister für mich aus. Ein hässliches Teil. Ich verzog mein Gesicht angewidert. „Aber du hast dich doch so auf deinen Ranzen gefreut!“ sagte meine Mutter empört. Ich druckste rum und zeigte stumm auf die Schultaschen, die ich toll fand. „Auf gar keinen Fall.“, sagte meine Mutter bestimmt, „das ist der letzte Plastikschratt und potthässlich.“ Ich wusste, dass ich keine Chance hatte, mich durchzusetzen. Meine Mutter war von ihrer Wahl restlos begeistert. „Das ist ein Klassiker! Den wirst du noch in der 10. Klasse tragen!“ Was für eine schreckliche Prophezeiung, zehn Jahre sollte ich das hässliche Teil jeden Tag mit mir rumschleppen? Warum konnte ich nicht Eltern wie jeder andere auch haben? „Außerdem haben alle diese hässlichen Ranzen! Das ist doch nicht schön, wenn man das hat, was alle haben!“, schob meine Mutter noch hinterher. Eltern scheinen einfach nicht zu verstehen, dass es für ein Kind nichts schlimmeres gibt, als nicht zu sein und nicht auszusehen wie alle anderen. Als Kind will man nicht individuell sein. Als Kind will man genau die Klamotten und die Spielzeuge haben, die alle anderen haben. Nur so fühlt man sich sicher und als Teil der Gruppe. Anderssein wird gnadenlos mit Schulhofmobbing bestraft. Und das fängt bei der Wahl des falschen Schulranzens an. Mein neuer beschissener Leder-Intellektuellen-Tornister schrie förmlich danach, gedisst zu werden. Ich brauchte nichts weiter zu tun und zu sagen, der Ranzen stempelte mich schon vorn vornherein als Streber ab. Na herrlich. Dabei hatte ich mich so auf die Schule gefreut. Warum müssen einem Eltern eigentlich immer einen Strich durch die Rechnung machen?

Mein allergrößtes Objekt der Begierde war allerdings die Schultüte. Bei uns nannte man sie damals Zuckertüte. Schon immer starrte ich stundenlang in Bilderbüchern oder Zeitungen auf Abbildungen, auf denen Kinder mit Zuckertüten zu sehen waren. Ich beneidete schon als Dreijähriger die Schulanfänger, die sich stolz mit ihrer riesigen Zuckertüte im Arm zum ersten Mal auf den Schulweg machten. Ich wollte gern zur Schule gehen, aber noch viel mehr wollte ich eine Schultüte haben. Ich war so gierig auf das Teil, ich konnte nachts nicht schlafen. Ich malte mir aus, wie sie wohl aussehen würde. Auch hier hatte ich genaue Vorstellungen. Bloß nichts langweiliges Einfarbiges. Und am liebsten mit einem kleinen, neuen Kuscheltier, was oben rausgucken würde. Ich liebte Kuscheltiere und konnte nicht genug davon haben. Ich würde die Schultüte den ganzen Weg tragen und nicht aus der Hand geben, egal wie schwer sie wäre. Ich würde die ganze Zeit in den Tüll-Stoff lunsen, der die spitze Tüte oben verschloss, um zu erhaschen, was alles drin stecken würde. Ich würde zappelig

den ganzen Begrüßungskram an der neuen Schule aushalten und dann so schnell wie möglich nach Hause wollen, damit ich endlich meine Schultüte auspacken kann. Selig schlummerte ich vor meinem großen Tag ein.

Am nächsten Morgen krabbelte ich erwartungsvoll aus dem Bett. Ich lief nach draußen und war sofort enttäuscht. Nirgends eine Schultüte zu sehen. Ich war mir sicher, sie würde schon fertig gepackt auf dem großen Wohnzimmertisch liegen und auf mich warten. Aber nichts. Nur ein gedeckter Frühstückstisch. Na gut, dachte ich, dann werden sie mir die Schultüte sicher nachher geben, wenn wir loslaufen. Ich beruhigte mich selbst und war guter Dinge. „Hallo Guten Morgen, mein Schulkind!“, begrüßte mich meine Mutter. Sie nahm mich in den Arm, und heimlich lugte ich in der Küche umher, ob nicht doch irgendwo ein Schultütenzipfel hervorlugte. „Mami,“ flüsterte ich ihr leise ins Ohr, „wo ist denn meine Schultüte?“. Meine Mutter grinste: „Aber Schatz, was denn für eine Schultüte?“ Dann ließ sie mich stehen. Ich war entsetzt. Sie würden nicht ernsthaft meine Zuckertüte vergessen haben? Mein heiliger Gral, mein Objekt jahrelanger Begierde? Ich war fassungslos. Und Tränen schossen mir in die Augen. „Schatz, was ist denn los? Nun wein doch nicht, du musst vor der Schule doch keine Angst haben!“, meine Mutter wischte mir die Tränen weg, ging mit mir ins Zimmer und half mir beim Anziehen. Noch immer ließ sie sich nichts anmerken und ging auf das Thema vermisste Schultüte nicht weiter ein. Wäre ich Mutter gewesen und mein Sohn hätte so bitterlich geweint wie ich, ich hätte es nicht weiter ausgehalten, und ihm seine Schultüte gegeben. Aber meine Mutter zog das knallhart durch. Ich zog den schönen neuen Anzug an, am ersten Schultag musste man sich schließlich richtig schick machen. Aber mein Gesicht war sieben Tage Regen.

Am Frühstückstisch brachte ich keinen Bissen runter. Ich hasste meine Familie. Mein Vater und meine Mutter unterhielten sich angeregt, und auch meine Großeltern, die auch da waren, nahmen an meinen Ängsten und Sorgen kaum Anteil. Ich versuchte das Unbegreifliche zu begreifen. Ich würde keine Schultüte bekommen. Warum, war mir völlig schleierhaft. Ich war ein lieber, netter Junge. Ich konnte mich nicht erinnern, irgendetwas Schlimmes angestellt zu haben. Oder hatte meine Mutter herausgefunden, dass ich heimlich mit meinem Federhalter gespielt hatte, und war das jetzt die Strafe? Mir war zum Heulen zu Mute, doch ich riss mich zusammen.

Dann ging es los. Wir zogen uns alle an, und ich schaute meine Mutter fragend an. Ich hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, dass sie nun doch endlich meine Zuckertüte hervorzaubern und mir in die Hand drücken würden. Aber nichts dergleichen geschah. Langsam wurde ich bockig. „Ich geh nicht in die Schule, ohne meine Zuckertüte!“. Meine Mutter ermahnte mich. Natürlich folgte ich ihr. Mein Opa blieb zu Hause, er fühlte sich nicht so gut. Und so gingen meine Eltern, meine Oma und ich los. Ich zog ein Gesicht wie ein Grinch und stampfte wütend über die Straße. An mir zogen die anderen Kinder vorbei, und sie alle trugen stolz ihre Zuckertüten im Arm. Wie ich meine Eltern hasste. Sie hatten mir meinen großen Tag mal so was von versaut. Nicht nur, dass ich einen bekloppten Leder-Ranzen trug, für den mich alle auslachen würden, nein, ich hatte auch nicht mal eine Schultüte. Wie oft hatte ich mir diesen Tag in meiner Fantasie ausgemalt, wie ich mit der Schultüte im Arm zur Schule stolzieren würde. Und nun war ich das Gespött der Leute. Oller Ranzen, und nicht mal eine Schultüte. Haben die Leute kein Geld, würden sich die anderen fragen. Ich war unfassbar schlecht gelaunt. Als wir an der Schule ankamen, stellte ich mich zu den Kindern aus meiner neuen Klasse und wartete. Meine Eltern gingen schon mal in den Festsaal hinein. Ich wartete, war unsicher und unglücklich. So

hatte ich mir meinen ersten Schultag nicht vorgestellt. Alles neu, neue Kinder, neue Umgebung, und keine Schultüte. Es war zum Heulen.

Plötzlich sah ich meinen Opa die Treppe hochlaufen und ich traute meinen Augen kaum. Nicht nur, dass mein Opa ja eigentlich krank war und gar nicht mitkommen wollte. Aber mein Opa trug eine wunderschöne, riesige Schultüte im Arm und grinste mir verschmitzt zu. Dann ging er auch in den Festsaal, mit meiner Schultüte. Mir klappte die Kinnlade runter. Und augenblicklich fühlte ich mich, als würde durch all das Grau in mir ein Regenbogen strömen. Ich war erleichtert und glücklich. Ich würde eine Schultüte bekommen! Vergessen war all der Ärger, mir fiel einfach nur ein riesiger Stein vom Herzen.

Als die Begrüßungszeremonie vorbei war, die viel zu lange dauerte, und die ich nur unter größtem Gehibbel durchstand, stürmte ich auf meine Familie zu und riss meinem Opa die Schultüte aus der Hand. „Die ist doch viel zu schwer, soll ich die nicht tragen?“ fragte er. Ich guckte ihn nur vorwurfsvoll an und antwortete mit einem bösen „NEIN!“. Die Schultüte war wirklich schwer, aber mir war das egal, ich gab sie nicht mehr her. Meine Eltern und meine Großeltern amüsierten sich indes prächtig über ihren gelungenen Coup. Sie kicherten und lachten und freuten sich diebisch darüber, dass sie ihren sechsjährigen Sohn so herrlich reingelegt hatten. Mir war das in dem Moment egal, ich war nur im Zuckertütenflow, und mit roten Bäckchen stolzierte ich nach Hause, so, wie ich es mir schon all die Jahre zuvor immer wieder ausgemalt hatte. Ehrfurchtsvoll packte ich zu Hause die spitze Überraschungstüte aus, und es warteten dort drin allerhand tolle Geschenke. Süßigkeiten, Stifte, Spielzeug – ich konnte mich wirklich nicht beschweren und war selig. Am Nachmittag kamen noch Freunde und Verwandte zu Besuch und sie alle brachten mir kleine Zuckertüten mit. Am Ende des Tages hatte ich zehn Zuckertüten geschenkt bekommen, die größte von meinen Eltern, mehrere mittelgroße und mehrere ganz kleine von meinen Gästen. Ich war überglücklich, stolz und zufrieden.

Vergessen konnte ich allerdings nie so wirklich die Verarschungs-Nummer. Es gibt ja immer so Familien, deren größter Spaß es ist, andere Familienmitglieder zu veräppeln oder reinzulegen. Und es war ja auch nicht schlimm, man hätte mich ja auch in einen dunklen Keller einsperren und Lakengespenster auf mich hetzen können. Dennoch frage ich mich bis heute, was meine Eltern geritten hat, mir den Tag, auf den ich so lange gewartet und hingefiebert habe, so zu versauen. Er hatte zwar ein Happy-End, aber mich so wütend und traurig und enttäuscht so lange im Glauben zu lassen, dass ich keine Schultüte bekommen würde, mich der Schmach auszusetzen, ohne Schultüte losgehen zu müssen, wenn alle anderen Kinder mit ihrer unterwegs sind, das finde ich im Nachhinein immer noch irgendwie befremdlich und schockierend. Sich auf Kosten des eigenen sechsjährigen Sohnes lustig zu machen ist wahrlich nicht die feine englische Art. Es war kindisch. Und gemein. Auf Fotos von damals sieht man deutlich das Vorher und das Nachher. Vorher sieht man mich mit verschränkten Armen und bockig in die Kamera gucken, man kann deutlich spüren, wie wütend ich bin. Und nachher ein gelöster, glücklicher Junge, der seine Schultüte stolz wie Oskar nach Hause trägt. Wirklich lachen darüber kann ich bis heute nicht.

Wenn ich mal einen Sohn habe, werde ich ihm seine Schultüte schon morgens nach dem Aufwachen ans Bettchen bringen. Soviel ist sicher. Er soll diese Hölle nicht durchleben.

Du musst abnehmen!

Der Familienmoppel, dem man einredete, dick zu sein

Lena, 24, Betriebswirtin

Ich habe eine Essstörung. Wenn ich mich nicht im Griff habe und mein Selbstbewusstsein im Keller ist, fühle ich mich hässlich und viel zu fett. Dann gibt es für mich nur eine Lösung: Exzessiv Sport machen. Und Finger in den Hals. Ich konnte das lange vor meiner Familie verbergen, doch gleichzeitig hasste sich sie dafür, dass ich offensichtlich immer dünner wurde, sie mich aber nie fragten, ob denn alles in Ordnung mit mir sei. Es war ein Tabu. Alle sahen, wie dünn ich geworden war, aber weder meine Mutter noch meine zwei Schwestern wollten es sehen. Einerseits wollte ich es vor ihnen verheimlichen, andererseits wünschte ich mir nichts mehr, als ihnen ins Gesicht zu klatschen „Verdammt noch mal, seht ihr denn nicht, dass ich krank bin?!“. Wie viel dünner musste ich noch werden, um endlich ihre volle Aufmerksamkeit zu bekommen? Sie kommentierten mein Aussehen schon, aber da hieß es dann nur so im Spaß und Vorbeigehen „Kind, du bist zu dünn, sieh mal zu, dass du was auf die Rippen bekommst!“, und damit war das Thema dann erledigt.

Ich war dann immer hin und her gerissen. Einerseits freute mich der Kommentar, denn er gab mir Bestätigung. Mädchen in meinem Alter empfinden das „Du bist zu dünn!“ als Kompliment. Andererseits ärgerte es mich, dass sie es zwar bemerkten, aber offensichtlich nicht sehen wollten, was wirklich dahinter steckte. Mich ärgerte es, dass sie nicht weiter nachhaken. Denn „solche“ Probleme gab es in unserer Familie einfach nicht. Psychokram, das hatten nur die anderen, aber wir doch nicht. Wir hatten immer alles im Griff. Oder taten zumindest so. Erfolgreich im Job, erfolgreich im Leben. Da war kein Platz für Psychoscheiße. Oder Magersucht. Oder Bulimie.

Irgendwann reichte es mir dann. Ich rief meine Mutter an und sagte ihr, was Sache ist. Ihre Reaktion schockiert mich noch heute. Statt betroffen oder schockiert oder einfühlsam reagierte sie so, als sei es ein lapidares Problem, dass man easy in den Griff bekommt. „Ja, ich hatte so was schon geahnt“, sagte sie. „Achja, und warum hast du dann nichts gesagt oder mich darauf angesprochen?“ fragte ich schnippisch zurück. Schweigen. Ich merkte, wie unangenehm es ihr war, dass ich dieses Thema nun aufs Tapet gebracht hatte. Sie hätte lieber gern weiter die Unwissende gespielt, denn so musste sie sich nun mit „meinem Psycho-Scheiß“ auseinandersetzen. Insgeheim freute ich mich sogar ein kleines bisschen, sie so in die Bredouille gebracht zu haben. Sofort ratterte meine Mutter los, als gelte es, ein Geschäftsproblem zu lösen: „Also, da hilft nur eins, du musst zur Therapie. Such dir einen Psychologen oder eine Psychologin, ich übernehme auch die Kosten.“ Kein Wort von „Oh, das tut mir aber leid.“ Kein Wort von Bedauern oder Bestürzen. Sie wollte einfach nichts damit zu tun haben und das Problem aus der Welt schaffen, ohne sich selbst großartig zu involvieren. Ich war total enttäuscht.

Wie gern hätte ich ein „Meine Kleine, warum, wie konnte es denn soweit kommen?“ oder ein „Toll, dass du mir das gesagt hast, wir gehen das jetzt gemeinsam an und ich unterstütze dich voll und ganz! Wir schaffen das!“ gehört. Statt dessen setzte sie noch mit einem äußerst ermutigenden „Und wenn du dich nicht sofort darum kümmerst und das angehst, lasse ich dich zwangseinweisen.“ nach. Wow. So viel mütterliche Fürsorge. Sie selbst rühmte sich hinterher damit, diese harte Tour ganz bewusst gewählt zu haben, denn nur so würde

man etwas bei mir erreichen. Wie gut sie mich doch kennt. Ein paar nette und liebe und unterstützende Worte meiner Mama hätten mir in dem Moment wahrlich viel mehr geholfen. Statt dessen hatte ich, wie jeder in unserer Familie, zu funktionieren. Kein Platz für Schwächen. Und schon gar nicht für psychische Probleme.

Ich frage mich bis heute, ob sie sich je die Frage gestellt hatte, wie es soweit kommen konnte. Denn ich gebe ihr und auch dem Rest meiner Familie, meinem Vater, meinen beiden Schwestern, zu großem Teil die Schuld daran. Ja, es ist immer einfach, jemanden anderen für seine eigene Misere verantwortlich zu machen. Aber bei uns liegt es auf der Hand. Natürlich hat sich heute das Schönheitsideal auch noch mal deutlich verändert, ich habe schon den Eindruck, dass wir heute unter einem viel größeren Druck stehen, dünn und schön sein zu müssen, als früher. Und „dünn“ ist heute nicht mehr schlank, sondern meistens richtig dürr. Anerkennung in der Mädchenclique bekommt die, die am dünnsten ist. Wobei das offen nie einer zugeben würde.

In meiner Familie galt ich lange Zeit als moppelig. Schau ich mir Bilder von früher an, auf denen ich als kleines Mädchen zu sehen bin, finde ich nicht, dass ich besonders dick aussehe. Ich war keine Bohnenstange, aber dick war ich bei weitem nicht. Trotzdem ist nach wie vor von meiner „pubertären Gewichtsexplosion“ die Rede, als wäre ich eine fette Schwabbelqualle gewesen. Meine Mutter rühmt sich bis heute dafür, dass sie sich stets so liebevoll um meine „Gewichtsprobleme“ gekümmert habe. Sie hat mir das Naschen verboten und mich zum Sport getrietz. Sie hat mir immer wieder vorgehalten, dass ich dringend abnehmen müsse, weil ich es sonst echt schwer haben würde im Leben. Über Freundinnen, die noch dicker waren als ich, lästerte sie. „Also die Lea hat ja unsäglich zugenommen, du meine Güte! Dabei war sie doch mal so eine Hübsche!“. Als Motivation bekam ich meine großen Schwestern serviert. Beide groß, extrem rank und schlank. Sie waren die Disziplinierten, Schönen und die Klugen, mit den Bestnoten in der Schule. Ich der faule Moppel mit Durchschnitts-Noten. Wann immer es was bei uns zu Naschen gab, gab es den Running Gag „Das ist jetzt aber was für den Babyspeck!“. Der Gag belustigte alle immer wieder aufs Neue, nur mich nicht. Denn dabei zeigte man auf mich, denn offensichtlich war mein Babyspeck ziemlich hartnäckig. Das Thema „Lena ist zu dick“ war immer irgendwie Dauerthema bei uns. Dabei war der Rest der Familie keine besonders sportliche. Meine Schwestern gingen ins Fitnessstudio und ja, sie hatten einen tollen Body. Und meine Eltern joggten einmal die Woche übers Feld. Zusätzlich probierte sich meine Mutter gerne mit leckeren Brigitte-Rezepten aus, so dass regelmäßig riesige Gemüse-Pfannen auf den Tisch kamen. Und so bildeten sich meine Eltern, allen voran meine Mutter, ein, wir würden einen total gesunden und aktiven Lifestyle haben. Und meine Mutter sagte auch immer, sie würde mal ein Buch schreiben, darüber, wie man Kinder zu gesundem Essen und zu einem gesunden und aktiven Leben bewegen kann. Bis heute hat sie das Buch nicht geschrieben. Wäre ja auch peinlich, wenn raus käme, dass sie eine Tochter mit einer Essstörung hat.

So behaupte ich heute, dass meine Essstörung sicher ihre Wurzeln in meiner Kindheit hat. Ich war nie gut so, wie ich war. Immer wurde optimiert an mir.

Ich habe meine Therapie gemacht, um die ich mich selbst gekümmert habe. Noch heute gehe ich ab und zu zu meiner Psychologin. Ich habe wieder zugenommen, und bin nicht mehr so dürr. Dennoch bleibt die Unsicherheit, ob ich gut und schön bin, so wie ich bin. Weder meine Mutter, noch meine Schwestern, denen ich auch von meinen Problemen erzählt habe, haben sich sonderlich engagiert und gekümmert. Meinem Vater

habe ich bis heute nichts davon erzählt. Ab und zu fragten sie mal nach, wie es denn laufe mit der Therapie, aber nach drei Minuten war das Gespräch darüber dann auch beendet. Ich fühlte mich allein gelassen. Und manchmal frage ich mich, ob ich ihnen wirklich den Gefallen tun soll, dass ich wieder gesund werde. Denn dann hätten sie wieder ihre Ruhe und müssten sich nicht mit meinen Problemen auseinander setzen.

Die Schamhafte
Marie, 28, Designerin

Ich komme aus der ehemaligen DDR. Es gibt viele Klischees über die DDR und die Osis an sich. Und doch, die meisten stimmen. Irgendwie. Ich kann zum Beispiel nicht widerlegen, dass die Sache mit dem „Die Osis sind so freizügig, die machen immer FKK“ nicht stimmt. Denn ich komme aus so einer Nackedei-Familie. Und was soll ich sagen, ich habe es gehasst. Abgrundtief.

Schon als Vierjährige hatte ich ein ausgeprägtes Schamgefühl. Ich kann mich nicht erinnern, dass mir je etwas komisches passiert war oder dass jemand jemals etwas komisches über mich als Nackedei gesagt hat. Nein, ganz im Gegenteil, die Nacktheit war ja ganz normal bei uns. Und dennoch schämte ich mich. Ich hatte kein Problem damit, mit nur einem kleinen Badehöschen rumzulaufen. Da war die Welt für mich in Ordnung. Aber sobald ich diesen kleinen Stoff-Fetzen ausziehen sollte, fühlte ich mich absolut unbehaglich. Wenn ich meinem Unmut Ausdruck verlieh, lachte mich meine Mutter nur aus: „Jetzt stell dich nicht so an, du hast doch noch gar nichts, was man dir abgucken kann!“. Ich konnte ihr einfach nicht erklären, warum ich mich so schrecklich unwohl nackt fühlte. Ich wusste es ja selbst nicht mal. Andere Kinder spielten auch völlig befreit nackig am Sandstrand, und es war absolut nichts dabei. Aber ich konnte das nicht. Ich druckste nur rum. Hatte aber nicht die Power, mich meiner Mutter zu widersetzen. Mich zu wehren oder nein zu sagen, oder durchzusetzen, dass ich wenigstens mein Höschen anbehalten konnte, schaffte ich nicht.

Wenn ich mit meiner Mutter Urlaub am Strand machte, betete ich, dass wir dorthin gehen würden, wo die Leute Badesachen trugen. Aber nein, meine Mutter, der olle Hippie, steuerte schnurstracks auf den Strandabschnitt zu, wo alle ihre Brüste und Schnippis ungeniert in die Sonne hielten. Meine Mutter zog sich aus, und sie zerrte auch mir die Klamotten vom Leib. „Ach, herrlich ist das, oder?“ sagte sie dann immer. Ich bockte rum, verschanzte mich mit angezogenen Knien auf meinem Handtuch, bewegte mich keinen Millimeter und zog den ganzen schönen Sonnentag über eine Saure-Gurken-Fresse. „Och Marie, was soll das denn?“, nörgelte meine Mutter dann, „die anderen sind doch auch alle nackig, da ist doch nichts dabei! Außerdem ist es gut und gesund, wenn viel Sonne und Luft an den Körper und deine Haut kommt!“. Tja, da war sie bei mir an der falschen Adresse. Ich hatte ja nichts gegen Luft und Sonne am Körper, aber ich wollte nichts weiter als mein kleines Höschen tragen zu dürfen. Und schon wäre ich glücklich gewesen. Aber ich durfte nicht. Schließlich musste man an einem FKK-Strand tutti nudi sein. Und meine Mutter wollte mir nicht den Gefallen tun, den Strandabschnitt mir zu liebe zu wechseln.

Völlig ausgewechselt war ich hingegen, wenn wir an Strände kamen, wo es keinen FKK gab. Da tobte und spielte ich den ganzen Tag. Und war unendlich glücklich darüber, meine kleine geblünte Badehose tragen zu dürfen. Mehr verlangte ich ja gar nicht.

Ich hasste auch die Sommertage auf unserer Datsche. Wir hatten, wie fast jeder DDR-Bürger, so ein kleines Grundstück mit einem kleinen Haus drauf außerhalb der Stadt. Heute nennt man das Schrebergarten. Die Datsche gehörte meinen Großeltern. Und so verbrachten wir etliche Sommerabende und Sommerwochenenden dort, meine Mutter und ich, zusammen mit Oma und Opa. Und wenn es besonders heiß

war, liefen alle nackt rum. Den ganzen Tag. Es wurde nackt gearbeitet und nackt gegessen. Dass alle nackt an der Kaffeetafel draußen im Garten saßen und Streuselkuchen mampften, war völlig normal. Normal war auch, sich nackt mit den meist ebenfalls nackten Nachbarn über den Gartenzaun hinweg zu unterhalten. Absurd kam es mir dann vor, wenn man nackt über politische Themen diskutierte.

Und war wer angezogen, der Postmann zum Beispiel, war das auch völlig egal. Man unterhielt sich auch von Nackedei zu Nicht-Nackedei. Wobei, ganz nackt waren mein Opa und meine Oma nie, sie trugen immerhin Sonnenhut und Sonnenbrille. Aber untenrum baumelte alles frei herum. Omas riesige Brüste hingen ihr im Weg herum, wenn sie in den Blumenbeten Unkraut jätete. Opas spärlich behaarte Glocken wackelten rhythmisch im Wind, wenn er den Rasen mähte oder mit dem Gartenschlauch die Beete bewässerte. Und auch meine Mutter und ich mussten uns dem strengen Nackt-Diktat beugen und alle Klamotten im Haus lassen. Fotos aus dieser Zeit belegen, dass ich stets ziemlich schlecht gelaunt war, wenn der fröhlichen Freikörperkultur gefrönt wurde. Mir war das alles so unendlich peinlich. Ich wollte weder meine Oma, noch meinen Opa noch meine Mutter den ganzen Tag nackt sehen, noch wollte ich selbst nackig sein. Ich hasste dieses familiäre Nacktsein wie die Pest und konnte nicht verstehen, was daran so toll sein sollte. Opa und Oma plädierten ständig, wie gesund das sei. Und ich fragte mich, was das für einen Unterschied machen würde, wenn man zumindest eine Badehose oder einen Bikini trug. Ich fand, gar keinen. Doch mein Opa war der felsenfesten Überzeugung, dass es ein enormer Unterschied sei. Denn wenn man Klamotten trüge, auch wenn es nur eine Badehose wäre, würde das den Blutfluss und den Stoffwechsel und die Durchblutung, ach, und alles überhaupt, negativ beeinflussen. Ich habe ihm nie geglaubt. Aber als kleiner Knirps hatte ich keinerlei Lobby. Ich war zum FKK verdammt.

Auch im Kindergarten verfolgte mich der Nackt-Wahn. Ab und zu kamen die Erzieherinnen auf die bescheuerte Idee, uns Kids bei schönem Wetter nackt draußen spielen zu lassen. Auch hier immer wieder die selbe Begründung: Es sei so gesund. Sehr genau erinnere ich mich daran, als meine Gruppe zum Sportmachen nach draußen geschickt wurde. Ich fand Sport immer toll. Wir rannten alle herum, machten Hampelmänner. Bis dahin alles im grünen Bereich. Bis die Erzieherin sagte „So, Kinder, es ist so tolles Wetter, jetzt ziehen wir unsere Sachen aus und rennen noch mal nackig und frei um den Platz!“ Oh Gott, nicht wirklich, oder? Ich wollte im Boden versinken. Und ich schien die einzige zu sein, die damit ein Problem hatte. Alle anderen Kinder entledigten sich sofort ihrer „Nickis“ (so hießen T-Shirts früher in der DDR) und ihrer Höschen und rannten nackig los. Nur ich nicht. Ich rannte ins Haus, fummelte an meinen Sandalen herum und tat so, als würde ich diese nicht aufbekommen. Ich riskierte lieber einen Anschiss, als nackig vor allen anderen Kindern, selbst wenn diese auch nackig waren, rumzurennen. Ich zögerte das so lange heraus, bis das Sportprogramm zu Ende war und sich alle Kinder wieder anzogen hatten und reinkamen. Dass ich mich gedrückt hatte, hat niemand bemerkt. Und ich war heilfroh.

Ich bin froh, jetzt erwachsen zu sein. Und selbst über Hose an oder Hose aus entscheiden zu dürfen. Und um FKK-Strände mache ich bis heute einen großen Bogen.

Der Ohne-Vater-Glückliche
Christoph, 35, Wirtschaftsingenieur

Ich bin 35 Jahre alt, und ein zufriedener und glücklicher Mensch. Obwohl ich ohne Vater aufgewachsen bin. „Obwohl“ deshalb, weil ich immer wieder fragende Blicke ernte, wenn dieses Thema zur Sprache kommt. Irgendwie erwartet man von allen, die nur mit einem Elternteil aufwachsen, dass sie eine Macke haben, dass sie psychisch gestört sind. Dass ihnen etwas fehlt. Dass sie sich nicht vollständig fühlen. Und dass sie furchtbar darunter leiden müssten. Im Fernsehen werden Familien, die sich jahrelang nicht, oder gar noch nie gesehen haben, tränenreich zusammengeführt. Immer wieder stellt man mir die Frage „Aber du musst doch wissen wollen und neugierig darauf sein, wer dein Vater ist!“. Und dann horche ich in mich rein, obwohl ich die Antwort schon kenne. Denn die ist schlicht „Ähm. Nö.“. Und das hat nichts mit Trotz zu tun oder verletztem Stolz. Es ist einfach normal für mich, dass da nie ein Vater war und ist. Und ich fühlte mich deswegen nie komisch oder unvollständig. Um nicht zu sagen, ich fühlte rein gar nichts. Es war ein sachlicher Fakt, dass ich meinen Vater nicht kannte. Mehr nicht. Keinerlei emotionale Regung bei mir.

Ich dachte so gut wie nie über meine Vergangenheit oder die Vergangenheit meiner Mutter nach, ich dachte nie an meinen Vater. Ich weiß zwar, wie mein Vater heißt und habe auch das eine oder andere Bild von ihm gesehen, aber mehr auch nicht. Mein Vater und meine Mutter trennten sich, als ich ca. zwei Jahre alt war. Warum, wieso, weshalb, das weiß ich alles gar nicht so genau. Ich habe nie so wirklich mit meiner Mutter darüber gesprochen. Es war auch kein großes Tabu. Es war einfach nur kein Thema. Es gibt ja in vielen Familien diese Geheimnisse, etwas Schreckliches ist passiert, und dann darf nicht mehr darüber gesprochen werden. Und wird das Thema angesprochen, zucken alle ängstlich zusammen. Aber wenn ich das richtig verstanden habe, war das bei uns nicht so. Es war nur absolut irrelevant. Meine Mutter war mir eine gute Mutter, würde man im Märchen sagen. Sie machte ihre Sache so gut, dass ich nie das Gefühl hatte, dass da jemand fehlt.

Ich bin der Meinung, ich habe mich stabil entwickelt, bin eine gefestigte Persönlichkeit geworden, habe eine eigene kleine Familie gegründet und alles ist gut so, wie es ist. Keinerlei emotionale Dramen. Alles im Lot. Und genau das beunruhigt mich manchmal. Ist das normal? Gerade weil immer alle nachfragen, was mit meinem Vater ist, und gerade weil das Thema immer in Filmen und TV-Sendungen hochgepusht wird, frage ich mich, warum ich so cool bin, und warum es mich so wenig interessiert. Denn ja, eigentlich müsste ich es doch wissen wollen, oder? Werde ich es später irgendwann mal bereuen, meinen Vater nie kennen gelernt zu haben? Und dann ist es vielleicht zu spät? Sogar meine Frau hat mich kurz vor unserer Hochzeit gefragt, ob ich nicht vielleicht doch mal versuchen wolle, den Kontakt zu ihm herzustellen. Schließlich heiraten wir, und wir werden vielleicht irgendwann mal Kinder bekommen, und da wäre es doch schon gut zu wissen, woher man so kommt. Und ob es vielleicht irgendwelche Krankheiten in der Familie gibt. Sie sagte zu mir „Du trägst Erbgut in dir, von dem du nicht weißt, woher es kommt. Das musst du doch wissen wollen!“ Ich war völlig empört, als würde sie eine Erbgut-Kontrolle mit mir machen wollen. Ich habe ihren Vorschlag vehement abgelehnt. Geheiratet haben wir trotzdem. Und eine kerngesunde kleine Tochter.

Doch warum weiß ich so wenig von meinem Vater? Wie kam es dazu? Ich glaube, das hat sich so eingeschlichen, so entwickelt. Aus den wenigen Erzählungen meiner Mutter und meiner Großeltern weiß ich, dass meine Eltern schon als Teenager ein Paar waren, und meine Mutter mit 19 ungeplant schwanger wurde. Mit mir. Mein Vater war wohl etwas älter als meine Mutter, einerseits ein kluger Kopf, schien aber etliche psychische Probleme gehabt zu haben. Auch das Stichwort „Alkohol“ hörte ich immer wieder. Dennoch heirateten sie kurz vor meiner Geburt. Er muss meiner Mutter aber mit dem neu geborenen Baby eher eine Belastung gewesen sein. Es war die Rede von etlichen Ausrastern und Eskapaden. Und so zog meine Mutter irgendwann den Schlusstrich, reichte nach nur einem Jahr die Scheidung ein, und untersagte ihm jeglichen Kontakt zu ihr und seinem Sohn. Und daran hielt er sich wohl. Ich kann mich jedenfalls nicht an ihn erinnern. Und so lebte ich sechs Jahre allein mit meiner Mutter. Hier und da ein paar Männergeschichten, bis sie dann irgendwann ihren zweiten Mann kennenlernte und heiratete.

Bislang habe ich diese Version der Hintergrundstory zu meinem Vater meiner Mutter immer abgenommen. Und respektiert. Ich habe sie nie hinterfragt. Er hat sich Scheiße verhalten, und sie hat ihn aus ihrem, aus unserem Leben gestrichen. Das konnte ich immer nachvollziehen. Aber heute kommen mir manchmal Zweifel. Sie hat das getan, weil es das Beste war, für sie und für mich. Aber sie hat auch darüber entschieden, dass ihr Kind ohne Vater aufwächst und keinen Kontakt ermöglicht. War das richtig so? War das wirklich das Beste für mich?

Was mich auch nicht loslässt, wenn ich darüber nachdenke, ist: Warum habe ich all die Jahre nie etwas von meinem Vater gehört? Schließlich musste er Unterhalt zahlen, was er nur zu einem Bruchteil tat, und meine Mutter ihn deshalb jahrelang verklagte. Sie hatten also über Anwälte Kontakt. Daher weiß ich auch seinen Namen. Ich habe in den dicken Aktenordnern im Schlafzimmer meiner Mutter heimlich nach Informationen gesucht. Und dort las ich dann auch, dass er noch weitere Kinder hat, ich also Halbgeschwister habe. Die ich nicht kenne. Sprich, mein Vater und meine Mutter hatten jahrelang Kontakt. Er wusste, wo wir wohnten. Und doch hat er sich nie gemeldet. Und nie habe ich einen Brief von ihm bekommen. Weder zum Geburtstag, noch zu Weihnachten. Oder vielleicht kam ja was, aber meine Mutter wollte das nicht, und hat sie abgefangen? Wenn man in Familiengeheimnissen rumkramt, reimt man sich schnell Dinge im Kopf zusammen, die sich nicht gut anfühlen. Könnte ich meine Mutter mit solchen Fragen konfrontieren? Wir hatten immer ein sehr gutes und inniges Verhältnis. So oder so, ich wäre enttäuscht. Enttäuscht, dass sich mein Vater nie für mich interessiert hat. Oder enttäuscht, dass meine Mutter Kontaktversuche manipuliert hätte.

Mein Vater würde sich immer damit rausreden können, dass er dem Wunsch meiner Mutter nachgekommen ist. Sie wollte keinen Kontakt mehr zu ihm haben, und auch nicht, dass er Kontakt zu mir hat. Vielleicht hat er so richtig gehandelt. Aber wäre ich Vater eines Sohnes, und die Mutter würde mir jeglichen Kontakt verweigern, ich würde doch kämpfen, meinen Sohn weiter sehen zu dürfen. Und das verstehe ich nicht. Aber wie sollte ich es auch verstehen, zu wenig Informationen habe ich darüber, was wirklich passiert war, und was die Hintergründe sind. Und die Informationen, die ich bekommen würde, sind subjektiv.

Vielleicht ist mir mein Vater doch nicht egal. Und ich würde gern wissen, wer er ist, habe aber Angst davor, was es bedeuten würde, ihn kennen zu lernen. Es gibt zwei, drei Bilder, auf denen er mich als Baby im Arm hält, aber das ist alles. Ich versuche, eine Ähnlichkeit zwischen ihm und mir zu finden. Ich versuche, ein

Gefühl in mir zu finden, dass mich von innen erleuchtet und dass mir sagt „Schau an, dein Vater, Hurra!“. Ein Gefühl, dass eine Verbindung zu diesem Mann und mir schafft.

Ein einziges Mal habe ich ihn kurz gesehen. Es war bizarr. Ich war vielleicht acht Jahre alt. Und es ging um den Unterhaltsstreit. Meine Mutter musste sich mit meinem Vater treffen, und er kam zu uns nach Hause. Sie sagte mir, dass mein Vater kommen würde und fragte mich, ob ich ihn denn sehen wollen würde. Ich antwortete mit „Nein. Will ich nicht.“, aber ich hatte es auch nicht anders gelernt. Ich hatte gelernt, zu meinem Vater „Nein“ zu sagen. Durch die jahrelange Abwesenheit. Dabei hatte meine Mutter in all den Jahren nur eine Handvoll Sätze über ihn gesagt. Er war kein Dauerthema, er war so gut wie kein Thema. Ich spürte eine seltsame Erleichterung bei meiner Mutter, als ich ihr Angebot verneinte. Und so verschanzte ich mich in mein Zimmer, hörte Rias Berlin und fühlte mich komisch. Es klingelte an der Tür, ich hörte seine Stimme. Mein Herz pochte. Dann verschwanden meine Mutter und mein Vater für kurze Zeit in der Küche. Und dann, dann klopfte es an meiner Zimmertür. Oh Gott, war er es? Ich sagte mit leiser Stimme „Ja?“, und dann öffnete sich die Tür, und er steckte seinen dunklen Lockenkopf herein, sagte kurz „Hallo, Guten Tag!“. Ich erinnere mich daran, dass ich kurz zu ihm hin bin, ihm die Hand geschüttelt habe und verlegen „Guten Tag“ gesagt habe. Ich erinnere mich, dass er völlig unbeholfen war und braune Augen hatte. Dann machte er die Tür wieder zu und verschwand. Und ich saß da. Und fühlte mich komisch. „Das war also dein Papa,“ ging es mir durch den Kopf. Ich zwang mich dazu, irgendwas zu fühlen. Aber ich spürte nichts. Ich war nur verwirrt, weil ich nicht wusste, wie ich das einzuordnen hatte. Warum blieb er nicht länger? Warum fragte er mich nichts? Warum hat er überhaupt „Hallo“ gesagt, wenn er doch sowieso nach fünf Sekunden wieder abgehauen ist? Ich entschloss mich, die ganze Angelegenheit irgendwie zu vergessen. Meine Mutter kam kurz rein, sah mich prüfend an. Sie war genauso unsicher wie ich. Sie druckste rum „Tja, also, das war dein Vater.“, sagte sie. Sie erwartete jetzt irgendeine Reaktion von mir, aber ich konnte nichts sagen. Ich nickte nur. Ich erwartete von ihr eigentlich eine Reaktion oder eine Erklärung, aber da kam nichts. „Tja, also, dann, es gibt gleich Abendessen.“ Dann ging sie wieder raus. Und ließ mich allein mit dem, was gerade passiert war. Gesprochen haben wir nie wieder darüber.

Ein paar mal recherchiere ich nach meinem Vater im Internet. Aber es gibt keinerlei Informationen über ihn. Führt er so ein unscheinbares Leben, dass es nichts über ihn zu berichten gibt? Ist mein Vater ein Loser? Ich stelle mir die Frage, wie es wäre, vor ihm zu stehen. Was soll ich dann sagen? „Hallo, Papa! Ich bin dein Sohn.“ Fühlt sich komisch an. Je älter ich werde, desto mehr denke ich, dass es sinnlos wäre, diesen Stein ins Rollen zu bringen. Gleichzeitig denke ich aber auch, je älter ich werde, desto weniger Zeit bleibt mir, die Chance zu nutzen, meinen Vater kennen zu lernen. Ist es gut so, dass ich ihn nicht kenne? Oder verpasse ich da etwas? Ich bin ratlos. Ich weiß es einfach nicht.

Ich wäre enttäuscht, wenn er ein Depp wäre, ein unsympathischer Scheiß-Kerl, ein Säufer. Niemand will, dass so jemand der Vater ist. Ich wäre aber auch enttäuscht, wenn er ein feiner Kerl wäre, anständig, lieb, erfolgreich. Denn dann hätte ich immer das Gefühl, etwas verpasst zu haben. Und ich würde mir immer die Frage stellen, warum er mich nie kontaktiert hat. Warum er einfach kein Interesse an mir hatte.

Was ist, wenn er krank ist? Und ich mich plötzlich um ihn kümmern muss? Was ist, wenn er mit Menschen zusammen lebt, die ich nicht leiden kann?

Und was ist mit meinen Halbgeschwistern? Vielleicht sind es ja tolle Leute, und wie im Film werden wir

dann eine große, lustige Patchwork-Familie. Aber was, wenn nicht? Was, wenn die alle doof sind? Dann hole ich mir Menschen in mein Leben, ohne die es vorher auch gut ging, und die ich dann vielleicht nicht mehr los werde.

Letztlich habe ich wohl Angst. Angst vor dem Unbekannten. Angst vor Gefühlen. Never change a running system, sagt man ja immer. Und so versuche ich immer mich selbst zu beruhigen, indem ich mir sage: "Ich werde es schon in mir fühlen, wenn ich bereit bin, den Schritt zu gehen, meinen Vater und meine Halbgeschwister kennen lernen zu wollen." Die berühmte innere Stimme, die mich dann leiten wird, das Richtige zu tun.

Die Überraschte *Melanie, 24, Studentin*

Ich gehörte immer zu den Kindern, die noch verhältnismäßig lange an den Weihnachtsmann glaubten. Für mich gab es an der Existenz des rauschebärtigen Greis im roten Mantel keinerlei Zweifel. Ich hatte ihn zwar nie in echt gesehen, zufälligerweise machte ich immer gerade Mittagsschlaf, wenn er an Weihnachten bei uns war und die Geschenke ablieferte. Das war mir auch ganz recht, denn man hatte als Kind ja schon auch immer ziemlich Schiss vor diesem Typen. Auch die Erklärung meiner Mutter, er hätte nicht so viel Zeit, er müsse eben schnell weiter, weil er ja auch die ganzen anderen Kinder beschenken muss, leuchtete mir völlig ein.

Als ich sechs Jahre alt war, erfuhr ich die bittere Weihnachtswahrheit. Ich war mit meiner Mutter unterwegs, und in einem Kaufhaus entdeckten wir eine niedliche Plüschmaus, die ich unbedingt haben wollte. Meine Mutter erbarmte sich, und kaufte sie tatsächlich. Allerdings nur unter einer Bedingung: Ich würde sie erst an Weihnachten bekommen. Bis dahin müsste ich mich gedulden. Ich akzeptierte den Deal. Schließlich ist Vorfriede die schönste Freude. Und so freute ich mich auf meine Maus.

Ein paar Tage später fand auf der Arbeit meiner Mutter eine Weihnachtsfeier für die Kinder der Angestellten statt. Das war damals so üblich. Wir Kids saßen also in dem festlich geschmückten Raum, aßen Pfefferkuchen, Plätzchen und Orangen. Wir sangen Weihnachtslieder und spielten. Und natürlich warteten wir alle ehrfurchtsvoll auf den Mann in rot. Der Weihnachtsmann sollte tatsächlich heute und hier vorbei kommen. Ich hatte große Angst, denn noch nie bin ich dem Weihnachtsmann vorher begegnet. War ich wirklich brav genug? Hatte ich zu befürchten, dass ich statt Geschenke die Rute bekomme? Ich war mir da nicht so sicher. Dann rumpelte und polterte es, und da war er: Mister Christmas höchstpersönlich. Ehrfurchtsvoll starrten wir Kinder ihn an. Dann rief er die Namen der anwesenden Kinder nacheinander auf. Woher er unsere Namen musste, war mir unklar, aber hey, es ist halt der Weihnachtsmann, der weiß halt alles. Die Kinder mussten alle einzeln vortreten, zum Weihnachtsmann gehen und dann ein Weihnachtslied oder ein Weihnachtsgedicht aufsagen. Erst dann bekamen sie ihr Geschenk. Ich machte mir fast in die Hose vor Angst. Zumindest sah es so aus, als würde niemand die Rute bekommen. Erleichterung. Dann sagte der Weihnachtsmann mit seiner tiefen Stimme meinen Namen. Oh Gott. Schluck. Ich ging nach vorne, mein Herz pochte. Ich traute mich kaum, den Weihnachtsmann anzuschauen. „Melanie,“ polterte er mit seiner tiefen Stimme, „was hast du für mich vorbereitet?“ „Ein Gedicht,“ antwortete ich leise piepsend, und trug es dann leise und konzentriert vor. Ich wollte nur noch weg. Ich hatte wirklich Angst. Und die Situation war wirklich unangenehm. Vor mir der Weihnachtsmann, hinter mir all die Zuschauer, es war schrecklich und einschüchternd. Aber irgendwie manövrierte ich mich da durch. „Gut gemacht, Melanie“, sagte der rote Mann wohlwollend, und drückte mir mein Geschenk in die Hand. Ich ging an meinen Platz zurück und war heilfroh, das überstanden zu haben.

Als alle Kinder vorm Weihnachtsmann bestanden und ihre Geschenke bekommen hatten, durften wir endlich auspacken. Ich war schon ziemlich neugierig. Überall rissen die Kinder ihre Päckchen auf, und überall raunten „Ohh!“ und „Ahhh!“ durch den Raum. Als ich mein Geschenk aufmachte, traute ich meinen Augen kaum: Die gleiche Maus, die meine Mutter für mich gekauft hatte! Ich war völlig perplex. Ich freute mich total,

denn so konnte ich meine Maus schon viel eher in den Händen halten und kuscheln. Und ich freute mich auch, dass ich bald sogar zwei Mäuse haben würde, denn meine Mutter schenkt mir genau diese Maus ja auch noch. „Das ist ja lustig!“ sagte ich zu einem Mädchen an meinem Tisch, „Guck mal, ich habe eine schöne Kuschelmaus bekommen, und genau die gleiche hat meine Mama mir auch gekauft, und die bekomme ich dann auch noch von ihr!“ Ich war völlig begeistert und von den hellseherischen Kräften des Weihnachtsmannes wirklich angetan. Das Mädchen zeigte sich unbeeindruckt, sie lachte nur und klärte mich dann auf: „Mann bist du ein Doofi. Das ist doch genau die Maus, die deine Mutter gekauft hat! Sie hat sie hier abgegeben, damit du sie von diesem Weihnachtsmann hier geschenkt bekommst. Den Weihnachtsmann gibt’s doch gar nicht! Das ist doch nur irgendein Mann, der sich verkleidet hat.“ Die Worte „Den Weihnachtsmann gibt es nicht“ schallten in meinem Kopf. Was?! War das ihr Ernst?! Ich starrte auf die Maus in meiner Hand und mir wurde schlagartig bewusst, dass das Mädchen Recht hatte. Und so zerplatzte an genau diesem Abend meine Illusion vom Weihnachtsmann. Interessanterweise war ich aber gar nicht so enttäuscht. Ich war vielmehr erleichtert. Dann musste ich auch gar keine Angst mehr haben. Über meine Plüschmaus freute ich mich aber trotzdem immens. War mir völlig egal, von wem sie nun kam. Maus ist Maus.

Auch an den Osterhasen glaubte ich lange. Zumal mir die Vorstellung von so einem putzigen Osterhäschen mit Eierkorb in den Pfoten schon immer viel sympathischer war als die eines alten, knurrigen Weihnachtsmannes. Als ich ungefähr sieben Jahre alt, und eigentlich schon nicht mehr an die Sache mit Weihnachtsmann und Osterhase glaubte, vollbrachten meine Eltern ein kleines Wunder, das bis heute unaufgeklärt ist – und an das ich bis heute mit einem Lächeln und mit Staunen zurück denke.

Ostersonntag. Meine Eltern und ich waren im Urlaub in den Bergen und der Frühling kitzelte schon alles wach. Es war herrlichstes Wetter, und es war klar, dass wir den schönen Tag für eine Wanderung nutzen werden. Die Begeisterung hielt sich bei mir in Grenzen, Kinder hassen Wandern per se. Dennoch fügte ich mich meinem Schicksal, als Siebenjährige hat man eben auch nicht so viel zu melden. Meine Eltern stellten zudem in Aussicht, dass, wenn wir von der Tour zurück kommen würden, vielleicht der Osterhase da war. Die Nummer mit dem Osterhasen zog bei mir natürlich nicht mehr, trotzdem machte ich das Spiel mit und freute mich auf mein Osternest mit Schokolade und Eiern, das ich also später von meinen Eltern bekommen würde.

Wir packten unsere Rucksäcke, stopften Regenjacken und ein bisschen Proviant rein, und dann stiefelten wir los. Zu meiner Überraschung machte mir die Wanderung wirklich Spaß, es war herrlichstes Frühlingswetter, die Sonne glitzerte, das Grün leuchtete, es war tolle Luft, kleine Bäche und Brücken machten den Weg spannend, und meine Eltern hatten unsäglich gute Laune und wir quatschten und alberten viel herum. Es war richtig schön. Nachdem wir schon ein gutes Stück geschafft hatten und gut zwei Stunden unterwegs waren, machten wir auf einer großen, grünen Wiese Picknick und ruhten uns aus. Meine Mutter und ich alberten ein wenig herum, mein Vater verschwand kurz hinter einem Baum und machte sein kleines Geschäft. Als er wieder kam, sagte er ganz verdutzt zu mir: „Ähm, Melanie, also, ich glaube, der Osterhase war hier!“ Ich schaute ihn ungläubig an: „Haha, Papa, sehr witzig! Veräppeln kann ich mich selbst!“ „Doch! Schau mal, da hinten, da blitzt doch was aus dem Gras, oder?“, mein Vater zeigte auf etwas Buntes, das tatsächlich ein Stückchen weiter zwischen dem Gras hervor lugte. „Häh? Was ist das denn?“, stammelte ich völlig perplex. „Ja geh doch mal gucken!“ sagte meine Mama lachend.

Zögernd stand ich auf und ging langsam auf das bunte Etwas zu. Und tatsächlich: Es war ein Osternest! Mitten auf einer Wiese in den Bergen, die wir noch nie zuvor gesehen hatten, auf der wir spontan picknickten, und die zwei Stunden von unserem Hotel entfernt war, wartete ein Osternest auf mich! Ich hob es auf und schüttelte ungläubig den Kopf. „Häh?! Wie geht das denn?“, fragte ich meine Eltern. Die kicherten und lachten. „Na, das war der Osterhase, was denn sonst!“ sagte mein Vater lachend. „Aber den gibt’s doch gar nicht!“, gab ich zurück. „Also wenn das nicht der Osterhase war, wer war das denn dann sonst?“ fragte meine Mutter schmunzelnd. „Na, ihr?“ sagte ich. „Wir?!“ sagte mein Vater und tat entrüstet, „wie soll das denn gehen? Wir sind doch auch hierher kommen, zusammen mit dir. Und hast du gesehen, wie wir hier irgendetwas versteckt haben?“ Mein Vater hatte Recht. Es war unmöglich. Ich war die ganze Zeit mit meiner Mutter zusammen auf der Wiese, und mein Vater war nur kurz hinterm Baum. Er hatte keine Tasche dabei, wo vielleicht die Osternester drin waren, und ich sah ihn auch nicht über die Wiese huschen. Oder hatte ich es tatsächlich nicht bemerkt? Oder hatten sie vielleicht einen Komplizen? Ich war völlig von den Socken. „Melanie, akzeptiere es doch endlich! Es war der Osterhase!“ rief mein Vater. „Und guck doch mal weiter, der hat bestimmt noch mehr hier versteckt!“ schob meine Mutter hinterher.

Ich rannte über die Wiese und guckte hinter jeden Busch und Baum. Und tatsächlich fand ich noch etliche Osternester und Schoko-Hasen, über die ganze Wiese verteilt, in kleinen Grasmulden versteckt. Ich war völlig aus dem Häuschen. Ich freute mich nicht nur über die vielen Geschenke, sondern war auch richtig überrascht, hier mitten in den Bergen dem Osterhasen auf so mysteriöse Art und Weise begegnet zu sein. Wobei ich ihn ja nicht gesehen habe. Aber so sehr ich auch grübelte, ich kam auf keine schlüssige Lösung, wie meine Eltern diesen Coup hätten einfädeln und durchführen können. Es blieb nichts anderes übrig, als all das tatsächlich dem Osterhasen zuzuschreiben.

Natürlich gänzelte ich meine Eltern seitdem immer wieder, sie mögen mir doch das Ostergeheimnis verraten. Doch immer wieder ernte ich verständnislose Blicke und als einzige Antwort „Was willst du denn aufklären oder was sollen wir dir denn verraten? Das war der Osterhase!“. Bis heute hält sich das Geheimnis um den magischen Ostersonntag, damals, in den Bergen. Und wenn ich ganz ehrlich bin, will ich die Wahrheit auch gar nicht erfahren. Was gibt es schöneres als die Erinnerung an diesen Osternachmittag im warmen, sonnigen Frühling und der Glaube daran, dass ein kleines Häschen über die Wiese gehoppelt ist und meine Osternester versteckt hat, nur für mich.

Und dann zertrat er mein Spielzeug

*Der Gedeemütigte
Jakob, 31, Betriebswirt*

Meine Mutter hatte schon immer ein Händchen dafür, sich immer die falschen Typen auszusuchen. Dabei war meine Mutter smart, klug, gebildet, sehr hübsch und aus gutem Hause. In Sachen Männer war sie allerdings nur eins: Dumm. Ich weiß bis heute nicht, was das für ein Muster bei ihr war und woher das kam, aber die Auswahl ihrer Partner war stets äußerst fragwürdig. Sie hatte immer komische Typen am Start. Ich wuchs mit meiner Mutter allein auf, meinen Vater kannte ich nicht. Immer wieder hatte meine Mutter neue Partner, die sich mal mehr, mal weniger um mich bemühten. Ich gab mir meistens große Mühe, jeden Mann, den meine Mutter anschleppte, zu akzeptieren und ihm eine Chance zu geben. Ich wollte nur eins: Dass meine Mutter glücklich ist. So hatte ich nie vor, aufmüpfig zu sein und mich ihren Partnerschaften in den Weg zu stellen oder ihre Bemühungen um einen Mann zu torpedieren, wie das ja einige Kinder aus Trotz tun.

An einen ihrer Männer erinnere ich mich dunkel. Und mit dunkel meine ich auch dunkel. Er hieß Dieter. Ich finde bis heute, dass von allen Männern, die Dieter heißen, etwas Bedrohliches ausgeht, etwas Fieses und Gemeines. Gäbe es eine mathematische Namens-Formel, dann würde die heißen: Dieter = Böse. Er hatte dunkle Haare, dunkle Augen und einen dunklen Vollbart. Bis heute finde ich Männer mit Vollbart suspekt. Meine Mutter hatte damals eine Stelle kurz nach ihrem Studium ergattert. Wir wohnten zu zweit in einer kleinen Wohnung. Dieter wohnte auf dem Land, und wir besuchten ihn dort oft. Es gab einen großen Garten und Hühner, die ich gerne fütterte. Ich mochte den Geruch des Hühnerfutters und fand es spannend, frisch gelegte braune Eier mit dran klebenden Federn aus den Nestern zu holen. Ich mochte das Gefühl dieser Eier in meiner Hand. Im Garten fütterte ich mich durch die Beete, am liebsten aß ich Lauch. In dem großen Haus wohnte auch Dieters Mutter, meine Ersatzoma. Und sie war wirklich nett. Es hätte wirklich schön sein können mit Dieter. Aber Dieter war eben ein Dieter.

Wenn meine Mutter und ich zu Hause in unserer eigenen Wohnung waren, besuchte uns Dieter oft. Eigentlich war es soweit okay mit ihm. Aber ich hatte immer irgendwie Angst vor ihm. Mir hat er nichts getan. Aber er war impulsiv und bei jeder Kleinigkeit behandelte er meine Mutter grob, schubste sie, schlug sie. Mir brach es fast das Herz. Meine Mutter konnte sich nicht gegen ihn wehren. Und ich konnte auch nichts tun. Ich war fünf Jahre alt. Was sollte ich schon ausrichten können?

Eines Tages holte meine Mutter mich gut gelaunt vom Kindergarten ab, und als wir zu Hause ankamen, überreichte sie mir freudestrahlend ein kleines Geschenk. Dabei hatte ich gar nicht Geburtstag. „Da, für meinen kleinen, lieben Jungen!“ sagte sie, und umarmte mich. Ich war ganz überwältigt, womit hatte ich das denn verdient? Wie jedes Kind liebte ich Überraschungen und Geschenke. Ich packte das Geschenk aus und hielt eine orangene Spielzeugpistole in der Hand. „Danke, Mama!“ sagte ich verdattert, ich freute mich riesig. Das war genau das richtige für einen kleinen Jungen. Meine Mutter zeigte mir, wie das Ding funktionierte. Man konnte die Pistole mit kleinen weißen Bällen laden, und über den Abzug schoss man dann die Bälle mit Vollkaracho durch die Gegend. Es war zu lustig. Meine Mutter und ich lachten und kicherten. Wir hatten richtig Spaß. Ich freute mich sehr über mein neues Spielzeug, aber viel mehr machte mich dieser Moment glücklich.

Meine wundervolle Mama und ich, ausgelassen und kichernd tobend. Es war schön, meine Mutter so lachen und so ausgelassen zu sehen. Sie konnte herrlich albern sein, und das liebte ich so an ihr. Wir schossen die Bälle mit der Pistole immer wieder durch die Wohnung, und die Bälle dotzen überall an, sprangen lustig hin und her, über den Tisch, über das Bett, über die Stühle. Wir hielten uns die Bäuche vor Lachen. Es war so ein schöner Abend.

Plötzlich ging die Tür auf und Dieter kam herein. Er sah uns grimmig an, kam wortlos auf uns zu, riss meiner Mutter meine neue Spielzeugpistole aus der Hand, schmiss sie auf den Boden und zertrat sie mit seinen riesigen Schuhen. Meine neue Pistole zerbarst und zersplitterte. Es krachte und knirschte. Ich war fassungslos. Er sagte kein Wort. Wir sagten kein Wort. Meine Mutter und ich waren nur schockiert. Bis heute frage ich mich, warum er das getan hat, und wie man so boshaft sein kann. Wann immer ich an diese Situation denke, schießen mir Tränen in die Augen und ich bin unsäglich traurig. Wer macht denn sowas?! Welcher Erwachsener macht das Spielzeug eines Kindes, noch dazu seines Quasi-Stiefkindes, absichtlich kaputt? Und dann noch auf eine solch brutale Weise? Nicht nur, dass er mein neues Spielzeug, über das ich mich so gefreut hatte, mutwillig zerstörte. Viel schlimmer als das war, dass er den magischen, liebevollen und ausgelassenen Moment zwischen meiner Mutter und mir kaputt machte und jäh beendete. Es war so demütigend.

Meine Mutter hatte dem nichts entgegen zu setzen. Eingeschüchtert saß sie da. Und ich spürte deutlich, dass sie Angst hatte, er würde auch auf sie losgehen. Ich weinte bitterlich. Ich weinte vor allem deshalb, weil ich nichts gegen diesen Scheiß-Typen unternehmen konnte. Ich weinte, weil ich spürte, wie ausgeliefert meine Mutter diesem Typen war. Ich weinte, weil ich alle Männer hasste, denn ich hatte bisher nur komische Typen kennengelernt. Ich war unfassbar traurig und entsetzt über diese Gemeinheit. Es war so ungerecht, ich fühlte mich so hilflos.

Ich erinnere mich nicht mehr daran, was danach geschah. Ich weiß nur noch, wie geschockt und traurig ich war, und noch heute sehe ich diesen bärtigen Dieter vor meinen Augen, wie er in unser Zimmer stürmt und mit einer derart böartigen Wucht alles zerstört. Ich höre noch immer das krachende Geräusch der zerberstenden Spielzeugpistole in meinen Ohren.

Irgendwie schaffte es meine Mutter, sich irgendwann von diesem Typen zu trennen. Wie, das weiß ich nicht mehr. Wir zogen in eine andere Stadt, und es war nie mehr die Rede von ihm. Eine neue Pistole habe ich nie bekommen. Irgendwann, als ich schon längst erwachsen war, ließ sie beiläufig fallen, dass sie sogar verlobt war mit diesem Mann. Sie wollte diesen Menschen tatsächlich heiraten. Ich bin bis heute dem lieben Gott dankbar, dass er das abwenden konnte.

Ich war schon immer ein braves, liebes Mädchen. Ich eckte nicht an, tat, wie mir befohlen wurde, folgte im wahrsten Sinne des Wortes. Einen Fehler zu machen oder aufzufallen, weil ich „etwas böses“ tat, war mir höchst unangenehm. Ich war fast unsichtbar. Und ich benahm mich wie „Annika“ aus „Pippi Langstrumpf“. Alles korrekt machen, immer lieb zu Mami und Papi sein, ja nichts machen, was man nicht darf.

Zwei meiner „Traumata“ fanden im Kindergarten statt. Ich war schon immer eine unruhige Schläferin, zappelte und hampelte hin und her. Beim gemeinsamen Mittagsschlaf, überwacht von den Erzieherinnen, schimpften diese mit mir, weil ich nicht still halten konnte. Dann schickten sie mich mit meiner Holzpritsche und der kratzigen Decke in ein anderes Zimmer, wo ich zur Strafe allein weiter schlafen sollte. Statt mich zu freuen, dass ich nun endlich meine Ruhe hatte, schämte ich mich unendlich. Ich schämte mich, weil ich offenbar einen großen Fehler gemacht hatte. Ich schämte mich, weil ich vor den anderen Kindern ausgeschimpft wurde. Normalerweise mussten immer nur die bösen Jungs, die ständig Unfug anstellten, allein im Nebenzimmer schlafen. Und nun gehörte ich dazu. Ich war genauso böse wie die bösen Jungs. Dabei hasste ich diese bösen Jungs, die immer Krach machten und andere Kinder schlugen. Und ich hatte solche Angst vor ihnen. Ich schämte mich vor allem auch, wenn die Erzieherinnen am Abend meiner Mutter erzählen würden, was passiert war. Und dann wäre meine Mutter enttäuscht, und würde auch mit mir schimpfen. Ich weinte bitterlich. Ich schwor mir, nie wieder anzuecken und fortan still zu halten beim Schlafen. Ich wollte allen beweisen, dass ich auch ohne zu zappeln schlafen kann.

Natürlich hatte ich mich völlig umsonst verrückt gemacht. Als meine Mutter mich abholte, rannte ich weinend auf sie zu und erzählte ihr sofort, dass heute etwas ganz schlimmes passiert sei. Und dass ich nicht artig war und ich deshalb allein schlafen musste. Die Erzieherinnen blickten mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. „Bitte Mama, sei nicht traurig, schimpf nicht mit mir, das kommt nicht wieder vor. Versprochen!“. Ich kuschelte mich an sie. Und zu meiner Überraschung schimpfte sie gar nicht, sondern sagte nur „Aber das ist doch gar nicht schlimm. Komm wir gehen nach Hause.“ Ich war perplex und unendlich erleichtert. Meine Mama störte das gar nicht! Es machte ihr gar nichts aus! Sie war nicht enttäuscht und hatte mich auch immer noch lieb!

Ein anderes Mal, als ich mich unendlich schämte, war, als ich meinen vierten Geburtstag feierte. Ich war im Kindergarten, und zur Feier des Tages bekam ich eine Papier-Krone aufgesetzt, wir guckten Märchen-Dias an, und ich durfte Gummibärchen verteilen. Die Erzieherin schüttete die Gummibärchen auf einen Teller und ich durfte durch die Stuhlreihen gehen und sie an die anderen Kinder verteilen. Dabei war ich so aufgeregt, weil ich schon wieder Angst davor hatte, etwas falsch zu machen. Vor allem war mir auch deshalb so unbehaglich zu Mute, weil ich es nicht mochte, dass ich nun im Mittelpunkt stand, die Kinder mich ganz genau beobachteten. Und natürlich passierte es denn auch: Ich stolperte und schüttete die ganzen Gummibärchen auf den Boden. Ich wollte im Boden versinken, so peinlich war mir das Ganze. Und auch beim Aufsammeln der Gummibärchen stellte ich mich völlig deppert an. Als dann noch die Erzieherin über meine Tolpatschigkeit

schimpfte, gab mir das den Rest. So sehr ich es immer toll fand, wenn andere Kinder im Kindergarten Geburtstag hatten, sie gefeiert wurden und man sie hochleben ließ, so sehr nahm ich mir vor, beim nächsten Geburtstag nicht in den Kindergarten zu kommen. Mir war das zu viel. Ich wollte lieber im Hintergrund bleiben. Da konnte ich keine Fehler machen.

Die Angst, anzuecken oder Fehler zu machen, zog sich weiter durch mein Leben. Das beste Mittel dagegen war, immer alles richtig zu machen. Und so erfüllte ich zu Hause, auch als Teenager, meine häuslichen Pflichten, kochte mein Essen selbst, half beim Putzen und Bügeln, kümmerte mich um meine kleine Schwester, holte sie vom Kindergarten ab, spielte mit ihr, machte brav meine Hausaufgaben. Beide Eltern waren berufstätig, und ich wurde so erzogen, dass nun mal jeder in der Familie dazu beizutragen hat, dass das Familienleben funktioniert. Und ich akzeptierte das auch. Braves Mädchen eben. Für mich war das selbstverständlich. Während meine Freundinnen sich nachmittags verabredeten, musste ich fast immer absagen. Ich musste mich ja um meine kleine Schwester kümmern. Ich funktionierte. Und brach nie aus.

Auch in der Schule war ich leistungsmäßig immer ganz vorne dabei. Schon in der Grundschule brachte ich die Einsen mit nach Hause. Und hatte ich auf dem Zeugnis hier und da mal eine Zwei, war ich enttäuscht. Zu gern hätte ich meiner Mutter ein reines Einser-Zeugnis präsentiert. Einmal hatte ich eine Vier in Mathe. Ich hatte keinerlei Zugang zur Multiplikation, verstand das Prinzip dahinter einfach nicht. Wie konnte zwei mal drei sechs sein, wenn doch zwei plus drei fünf war? Meine Mutter übte abendlang das kleine Einmaleins mit mir, doch ich tat nur so, als würde ich es kapieren. Das Resultat: Eine Vier in der Mathearbeit. Ich schämte mich unendlich. Als ich die Vier meiner Mutter zeigte, schallerte es. Ich bekam meine erste und letzte und damit einzige Ohrfeige meines Lebens. Meine Mutter muss wohl gedacht haben, sie hätte ein besonders dummes Kind. Vielleicht konnte meine Mutter auch gar nicht anders reagieren. Sie wurde genauso streng erzogen, hatte immer zu gehorchen und sehr gute schulische Leistungen abzuliefern. Sie hatte es nicht anders gelernt. Und vielleicht würde sie sich auch ihren Eltern gegenüber schämen, wenn sie ein Kind hätte, das schlecht in der Schule war. Dann hieße es, dass sie versagt hätte. Irgendwann hatte ich den Dreh mit Mathe raus, und ich platzte fast vor Stolz, als ich meiner Mutter im Zeugnis eine Eins präsentieren konnte.

Besondere Anerkennung für meine sehr guten schulischen Leistungen oder dafür, dass ich im Haushalt so viel mit anpackte, bekam ich nie. Es war schlichtweg normal. Es war selbstverständlich. Magdalena funktionierte tadellos. Beschwerde sich nie. Ein Traum von einer Tochter. Während andere Kinder stolz vorrechneten, wie viel zusätzliches Taschengeld sie für jede Eins und Zwei und oft sogar noch für eine Drei bekommen würden, rechnete ich stumm nach, was ich schon alles hätte verdienen können. Aber meine guten Noten waren nicht belohnenswert. Sie wurden einfach erwartet. Es war die Normalität und der Standard in unserer Familie. Etwas anderes kam einfach nicht in Frage.

Genauso war es selbstverständlich, dass ich ein Einser-Abitur machen würde. Man erwartete kein 1,0, für so genial hielt man mich dann doch nicht. Aber unter 1,5 sollte es schon sein. Natürlich war ich mittlerweile so gepolt, dass ich selbst den Anspruch an mich hatte, leistungsmäßig ganz vorne mitzumischen. Ich selbst hätte mich mit einem Durchschnitts-Abi auch nicht zufrieden gegeben. Zudem hatte ich mir einen Traum-Studiengang mit einem extrem hohen Numerus-Clausus ausgesucht, mit nur 35 neu zugelassenen Studenten pro Semester. Ich musste einfach gut sein, um angenommen zu werden. Ich schaffte mein Abitur mit 1,3 und war

sehr stolz darauf. Auch den Studienplatz konnte ich mir damit ergattern. Ich wurde also sozusagen belohnt.

Meine Eltern klopfen mir auf die Schulter. „Was anderes hätten wir auch gar nicht von dir erwartet,“ hieß es dann. Zur Feier meines sehr guten Abiturs gingen wir schick essen. Eines der teuersten und besten Restaurants der Stadt sollte es sein. Und während meine Mitschüler zum Abitur fette Bausparverträge, Schecks, Autos und Urlaubsreisen geschenkt bekamen, musste ich fast lachen, als ich mein Geschenk in den Händen hielt. Meine Großeltern, aus der ehemaligen DDR kommend, überreichten mir feierlich und mit erwartungsvoller und bedeutsamer Miene einen Besteck-Kasten. „Den haben wir für dich in der DDR gekauft als du vier Jahre alt warst.“ Ein DDR-Besteck-Kasten. Das hatte ich mir schon immer gewünscht. Es mag sein, dass so etwas vor 20 Jahren viel Wert war und eine große Bedeutung hatte, zumal die Planwirtschaft der DDR dazu führte, dass man nie sicher sein konnte, das zu bekommen, was man gerade brauchte. Und es war auch irgendwie rühmig, dass meine Großeltern das Ding 15 Jahre aufbewahrten, um es mir dann zu schenken. Aber 10 Jahre nach der Wende kam mir das wie Hohn vor. Natürlich tat ich so, als würde ich mich freuen. Doch am liebsten hätte ich ihnen ihr Besteck (was zudem auch noch ziemlich hässlich war) um die Ohren gehauen.

Den Vogel schossen aber meine Eltern ab. Als ich mich von dem Schock mit dem Besteckkasten erholte, musste ich für mein zweites Geschenk ziemlich tapfer sein. Meine Mutter überreichte mir ein verpacktes Buch, es war nicht schwer, das als solches zu erkennen. Ich packte es aus und hielt den Titel „Deutschland, deine Kanzler – Die Geschichte der Bundesrepublik 1949 bis 1999“ in den Händen. Verwirrt schaute ich meine Mutter an. Ihr Kommentar: „Für deine Bildung.“ Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. War das ein Scherz? Meine Familie war gern mal zu Scherzen aufgelegt. War darin ein Geldschein versteckt? Oder sonst ein Hinweis auf ein anderes Geschenk? Ich versuchte, Contenance zu bewahren. Ich konnte die Situation nicht wirklich einordnen. War das jetzt deren Ernst? Dann wäre es peinlich, wenn sie merkten, dass ich nach einem „echten, richtigen“ Geschenk suchen würde. Doch es war so. Ich bedankte mich stammelnd, war aber fast dem Heulen nahe. Jahrelang funktionierte ich, schmiss den Haushalt, war Babysitter für meine kleine Schwester und brachte nebenbei noch Top-Noten nach Hause, und das war die Anerkennung für mein Spitzen-Abitur. Ein DDR-Besteck-Set und ein Buch über Deutsche Kanzler. Versteckte Kamera, wo bist du?

Es war nicht so, dass meine Eltern sich teure Geschenke nicht hätten leisten können. Wären wir arm gewesen, hätte ich vielleicht sogar Verständnis dafür gehabt. Aber dem war nicht so. Meine Eltern waren beide berufstätig und verdienten gut. Und ich will auch nicht undankbar sein, aber ich kam mir schon ziemlich blöd vor. Während meine Mitschüler für ihre Durchschnitts-Abschlüsse gefeiert und fürstlich belohnt wurden, stand ich fleißiges, braves Lieschen mit einem Hohn an Geschenk in den Händen da. Ich fühlte mich verarscht.

Die Zuwendung ließ auch sonst zu wünschen übrig. Magdalena hatte ja immer tolle Nebenjobs, wo sie viel Geld verdiente. Sie stand schon früh auf eigenen Beinen, berichteten meine Eltern immer stolz. Für finanzielle Unterstützung während meines Studium musste ich wochenlang kämpfen. Ich bekam einen lächerlichen Zuschuss von meinen Eltern. Mein Geld reichte hinten und vorne nicht, was dazu führte, dass ich ständig pleite war, mir Geld von Kommilitonen leihen musste und tagelang nur von Gemüsebrühe mit Reis leben konnte. Meine Eltern um mehr Geld zu bitten, traute ich mich nicht. Ich war zu wütend, zu enttäuscht. Und steckte in der Falle, allein durch die Erwartungen, die meine Familie an mich hatte, dass ich immer alles schaffen musste, dass ich immer zu funktionieren hatte, das auch selbst zu glauben und mich schlecht und wie ein Versager zu

fühlen, wenn ich mal etwas nicht auf die Reihe bekommen würde.

Das Besteckset verschenkte ich an meinen Ex-Freund, der in seine erste eigene Wohnung zog. Er war dankbar. Immerhin einer.

Das Kanzler-Buch steht noch heute in meinem Bücher-Regal. Irgendwann haue ich es meiner Mutter um die Ohren.

Das kleine Mädchen
Gudrun, 51, selbständige Finanzberaterin

Mein Vater, Jahrgang 1930, war ein Tyrann. Und er ist es bis heute. Er hielt und hält sich für den Mittelpunkt der Welt, verkaufte sich immer als der allwissende Mann von Welt, war aber in Wirklichkeit der kleingeistigste Mensch, den ich kannte. Seine Launen waren unerträglich, genauso wie seine Pamphlete darüber, wie die Welt seiner Meinung nach funktioniert. Er war in der Lage, mit seiner schlechten Stimmung die ganze Luft, die ganze Atmosphäre um sich herum zu verpesten. Wenn mein Vater schlechte Laune hatte, ließ er gütigerweise die ganze Welt um sich herum daran teilhaben. Das äußerte sich darin, dass er alle Menschen um sich herum mit Ver- und Nichtachtung strafte. Oder aber er flippte völlig unkontrolliert aus, redete sich in Rage, wurde auch gern handgreiflich, und der Zorn in ihm ließ ihn puterrot anlaufen.

Dabei war meist völlig unklar, was genau ihn nun auf die Palme brachte. Die Ursachen seiner schlechten Laune konnten vielfältig sein. Und für Außenstehende läppisch. Aber ihn brachte schnell so allerhand in Rage. Wenn man zu spät kam. Wenn man das Essen nicht aufaß. Doch am schnellsten flippte er aus, wenn etwas nicht so lief, wie er es geplant hatte. Oder jemand schlichtweg eine andere Meinung hatte als er. Und da er nun mal in vielen Dingen eine, sagen wir so, interessante Meinung hatte, war es nicht schwer, in fast allen Dingen anderer Meinung zu sein als er. Aber das ließ er nicht gelten. Er stellte sich zwar immer so dar als jemand, mit dem man angeregt diskutieren könne. Gern verhöhnte er mich oder meine erwachsene Tochter, seine Enkelin, dass wir zu nichts eine Meinung hätten, und man müsse doch heutzutage eine Meinung haben und zu den Dingen Position beziehen. Doch wir wussten es besser und taten genau das nicht. Denn er konnte jede Sekunde ausflippen, zu jeder Zeit, wie ein Vulkan. Er war absolut impulsiv, herrisch und selbstgefällig. Die anderen waren immer die blöden, nur er natürlich nicht. Sein Weltbild war düster. „Wenn wir doch alle wüssten, was noch schlimmes auf uns zukommt!“, pflegte er gern zu sagen, und dann schimpfte er auf alles und jeden. Über die Politik, über den Kapitalismus, über unfähige Ärzte, über den bescheuerten Nachbarn, über die renitente Enkelin, über den unmöglichen Schwiegersohn. Alle doof. Nur er nicht.

Das führte dazu, dass die wenigen Familienmitglieder, die ihm aus Loyalität die Treue hielten, stets in vorauseilendem Gehorsam agierten, lieb, nett und brav waren, nicht aneckten, immer darauf bedacht, ja kein falsches Wort zu sagen, ja nicht das falsche Thema anzusprechen und ihn bloß nicht zu animieren, irgendwelche Reden zu irgendwelchen Themen zu schwingen. Familienbesuche arteten in unerträgliche Qualen aus. Wir taten nach außen lebendig, gaben immer wieder ein geheucheltes „Achja?“ oder „Hm, interessant“ von uns, schalteten uns aber innerlich ab und auf Durchzug. Es war, als würden wir die Luft anhalten, die ganze Zeit über, die wir da waren. Wenn wir die ganze Chose überstanden hatten und vom Hof fuhren, absolute Erleichterung und Schreien. Und der Schwur, nie wieder dort hin zu fahren. Wissend, dass wir es doch wieder tun werden. Denn sich von seinen Eltern loszusagen, ist quasi unmöglich. Das kann man doch nicht machen, oder? Oder doch?

Insgeheim hoffte ich immer auf den großen Eklat, um endlich meine Meinung sagen zu können. Ich wollte einen Grund haben, den Kontakt ein für alle mal abubrechen. Ich wartete auf den Auslöser. Doch darf man

als erwachsene Tochter seine Eltern verlassen, wenn man sie nicht mehr ertragen kann? Ich fühle mich gequält, so oder so. Ich fühle mich gequält, wenn ich bei ihnen bin und nie das Gefühl einer Herzlichkeit, von Wärme oder Stolz spüre. Von Liebe gar nicht zu sprechen. Es geht immer nur um Belanglosigkeiten und Belehrungen. Ich fühle mich gequält, weil ich nie den Mut hatte, meinem Vater zu sagen, was ich von ihm halte. Ich fühle mich gequält, bei dem Gedanken daran, es zu tun, und mit den Schuldgefühlen und dem schlechten Gewissen leben zu müssen. Ich fühle mich gequält, wenn ich den Gedanken, dass nur sein Tod mir Erleichterung verschaffen wird, verdrängen muss. Dass es diesen Gedanken überhaupt gibt. Dass ich so etwas überhaupt denken muss.

Ich fühle mich gequält, dass ich heute, als 51jährige erfolgreiche Business-Frau, Mutter von einer erwachsenen Tochter und einem erwachsenen Sohn, mich meinem Vater gegenüber immer noch wie ein kleines Mädchen verhalte. Ich will es ihm immer noch Recht machen, was aber ein aussichtsloses Unterfangen ist. Denn alles, was ich mache, verurteilt er, ob im Job oder privat.

Am traurigsten ist jedoch, dass meine Mutter es sich neben ihm wie ein stummer Schatten bequem gemacht hat. Noch nie habe ich erlebt, dass sie ihm widersprochen hat. Dabei ist sie es, die den unsäglichen Launen meines Vaters jeden Tag aufs Neue ausgesetzt ist. Und er behandelt sie nicht anders. Im Gegenteil, er drangsaliert sie, bevormundet sie. Geht sie nicht schnell genug, schubst er sie. Stolpert sie, herrscht er sie kalt an und zieht sie an ihrem Arm. Kleckert sie, macht er sich über ihre Dussligkeit lustig und hält anschließend eine Belehrung darüber, wie man ordentlich speist. Es ist eine Qual für mich, diesem traurigen Schauspiel zusehen zu müssen. Die größere Qual ist jedoch, dass meine Mutter nie auch nur irgendwelche Anstalten machte, sich gegen ihren Tyrannen-Ehemann zu wehren. Sie ertrug das alles, und das schlimmste ist, es schien ihr noch nicht mal irgendetwas auszumachen. Sie war nie beleidigt, noch sah ich sie jemals in Tränen aufgelöst wegrennen. Stattdessen tat sie so, als wäre nichts gewesen. Und als wäre das Verhalten meines Vaters ihr gegenüber normal. Meine Tochter, ihre Enkelin, versuchte mal, die Lage zu erforschen, in dem sie ein verlängertes Wochenende mit ihr allein verbrachte. Meine Tochter versuchte, herauszufinden, wie sehr meine Mutter unter meinem Vater litt. Doch sie kam wieder mit den Worten „Zwischen die beiden passt kein Blatt. Für Oma ist das Verhalten von Opa völlig legitim. Nicht ein Wort der Beschwerde kam über ihre Lippen. Als ich sie darauf ansprach, dass Opa sie doch ganz schön übel behandeln würde, sah sie mich völlig verwundert an und sagte nur 'Nee, wieso das denn?'“. Danach gab meine Tochter es auf, Partei für ihre Oma ergreifen und sie beschützen zu wollen. Alle impulsiven und allzu oft ungerechtfertigten und sinnlosen Ausraster meines Vaters perlten an ihr ab wie Schmutz an Lotus. Wie es innerlich in ihr aussah, weiß allerdings niemand.

Auf der anderen Seite frage ich mich, ob es nicht so auch ein ziemlich bequemes Leben ist? Sein Leben komplett nach einem Mann zu richten. Sie selbst beschreibt sich zwar immer als selbständige Frau, sie hatte auch immer einen Beruf, dennoch war sie stets an der Seite meines Vaters, der viel im Ausland zu tun hatte. Sie reiste mit ihm und nahm dort die über sein Unternehmen organisierten Jobs für sie an. Sie richtete ihr Leben komplett nach seinem aus. Es scheint mir heute, sie ist ihm hörig. Ich habe das nie verstanden, aber vielleicht war es ja ihre Normalität. Unabdingbarer Gehorsam dem Mann gegenüber.

Über all die Konflikte haben wir nie gesprochen. Auch innerhalb unserer Familie galt bislang das ungeschriebene Gesetz, bloß kein Theater zu machen. Es stumm über uns ergehen zu lassen. Und vielleicht ist

hier das Muster. Wir verhalten uns alle wie meine Mutter. Vorseilender Gehorsam und duckmäuserisch. Wir lassen uns alles von ihm gefallen. Er kennt es nicht anders. Und wir kennen das nicht anders.

Die Absurdität des ganzen erreichte ihren Höhepunkt, als ich meine Eltern vor kurzem besuchte. Beide sind mittlerweile Mitte 80, ich bin Anfang 50. Für ihr Alter sind sie noch gut beisammen, aber natürlich spielt der Körper nicht mehr so mit. Schmerzen und Zipperlein überall, jeder Schritt ist anstrengend und wacklig. Dennoch rühmen sie sich ihrer Unabhängigkeit und schlagen jeden Vorschlag, vielleicht in eine Seniorenresidenz oder zumindest in die Nähe von mir oder meiner Tochter zu ziehen, rigoros in den Wind. Sie wohnen mitten auf dem Land, mitten in der Pampa. Jede Besorgung muss mit dem Auto erledigt werden. Und wer 80jährige schon mal beim Autofahren erlebt hat, der weiß, das ist kein Spaß. Sie selbst sehen das natürlich nicht so. Wie immer gilt auch hier: Sie machen alles richtig, die anderen auf der Straße sind die Doofen und die Rüpel und die Rowdys.

Ich besuchte meine Eltern, und hatte danach einen Geschäftstermin in einer größeren Stadt, ca. 75 Kilometer von ihrem Wohnort entfernt. Ich muss dazu sagen, ich bin ständig unterwegs, nicht nur in Deutschland, auch weltweit. Zudem habe ich, wie fast jeder Autofahrer, ein Navigationsgerät, welches ich zu bedienen natürlich mächtig bin. Des Weiteren hätte ich zur Not Google-Maps in meinem Smartphone. Und zur allergrößten Not, sollte ich mich wirklich mal verfahren, kann ich jemanden fragen. Ich traue mir also zu, den Weg zu finden.

Doch mein Vater war sich da alles andere als sicher. Als ich aufstand, stand er schon fertig angezogen vor mir und eröffnete mir, welchen Weg ich zu fahren habe. Er hatte eine alte Straßenkarte in der Hand und zerrte mich grob an den großen Wohnzimmertisch, wo er mir auf der Karte meinen Weg zeigte. „Gudrun, schau mal, ich habe mir das hier mal auf der Karte angeschaut, das ist der beste Weg für dich. Ich bin die Strecke heute morgen auch schon einmal abgefahren, und ich werde dir nachher vorfahren, damit du dich nicht verfahrst, es sind wirklich sehr komplexe Verhältnisse auf der Straße.“

Wie bitte?! Ich dachte, ich hätte mich verfehlt. Das war ein schlechter Witz. Mein greiser Vater, der mit seinen tattrigen 84 Jahren besser jede Fahrt im eigenen Auto vermeidet, weil er selbst ein Verkehrshindernis darstellt, ist eine läppische Strecke von 75 Kilometern hin und zurück für mich abgefahren, damit ich den Weg finde? Und zu allem Übel will er auch noch gleich vor mir herfahren?! Ich war völlig perplex und spürte auch gleichzeitig eine riesige Wut in mir aufsteigen. Traute mir mein Vater allen Ernstes so wenig zu? Immer noch, nach all den Jahren? Was muss er bloß für ein Bild von mir haben? Genervt sagte ich ihm, (genervt darf man bei ihm natürlich nie sein, großer Fauxpas!), dass ich den Weg finden werde, und ich hätte außerdem ein Navi, und dass es völliger Schwachsinn sei, dass er die Strecke abgefahren ist und dass er vor mir her fahren will. Dann rastete er völlig aus: „Du weißt alles besser, ja?! Ich will dir hier helfen, aber wenn du meinst, du brauchst keine Hilfe, bitteschön, wirst schon sehen, was du von deiner Großspurigkeit hast!“ Dann knüllte er die Karte zusammen, wobei er diese komplett zerstörte, schmiss sie in den Müll, brauste ins Nebenzimmer ab und strafte mich den Rest der Zeit bis zu meiner Abreise mit Verachtung.

Und ich, ich war stolz, mit 51 Jahren endlich widersprochen zu haben. Wenngleich mich seine impulsive und völlig unangemessene Reaktion schon wieder ganz kirre machte. Schlechtes Gewissen und so, und ich frage mich, ob ich nicht doch einfach hätte die Klappe halten und diesen Quatsch über mich ergehen lassen

sollen. Und da hatte er mich wieder.

Guck mal, ein Junge im Kleid!

Die Hässliche
Nadine, 27, Architektin

Wie selbstbestimmt dürfen Kinder eigentlich sein? Ich hatte das Gefühl, als Kind so gut wie nie meinen Willen zu bekommen. Es wurde das gemacht, was Mama oder Papa sagten, und basta. Das ging soweit, dass ich mich schon gar nicht mehr traute, meine Wünsche zu äußern. So träumte ich, wie vielleicht jedes kleine Mädchen, von einem Leben als Prinzessin. Ich bewunderte Ballett-Tänzerinnen und Eiskunstläuferinnen, saß gebannt vorm Fernseher, wenn Ballett oder Eiskunstlauf kam. Danach lief ich wie eine Ballerina, mit abgespreizten Füßen und auf Zehenspitzen, und die Hände mit eingeknicktem Mittelfinger, damit es so aussah, als würde ich eine Ballerina sein. Ich sah wahrscheinlich lächerlich aus. Dennoch glaubte ich mir selbst. Ich war eine Ballerina. Ich malte krakelige Bilder von Tänzerinnen und von Katharina Witt, wie sie in ihrem berühmten Carmen-Outfit (das rote, mit dem tiefen transparenten Ausschnitt) bei den olympischen Spielen 1988 auf dem Siebertreppchen ganz oben stand. Katharina Witt war für mich die schönste Frau der Welt. Sie war mein Idol. Ich wollte so sein für sie. Ich liebte sie abgöttisch. Und noch heute zieht es irgendwie sehnsüchtig in meinem Bauch, wenn ich sie in einer Talkshow sitzen sehe. Als wäre ich verliebt in sie.

Es gab andere kleine Mädchen im Kindergarten, die hatten Ballett-Unterricht und gingen zum Eislauf-Training. Ich war so neidisch auf sie. Sie waren auch alle so hübsch. Ich empfand mich nie als besonders hübsch. Besonders von einem Mädchen konnte ich meinen Blick nie abwenden. Sie sah aus wie eine Puppe. Lange braune Haare, große Kulleraugen, makellos. Und wenn ihre Mama sie zum Ballett abholte, hatte sie schon ihren rosa Turnanzug an, die weißen Tanzschlappchen dazu, und ihre Haare zum Dutt gebunden. Wie gern hätte ich mit ihr getauscht. Ein anderes Mädchen tanzte in einer berühmten Kinderrevue der Stadt, in glitzernden bunten Kostümen wirbelte sie als kleiner Sonnenstrahl oder kleiner Frosch über die Bühne. Ich war so neidisch. Ich hätte auch so gern dort mitgemacht.

Aber ich habe mich nie getraut, das zu äußern. Ich habe nie den Mund aufgemacht und zu meinen Eltern gesagt: „Mama, ich will auch zum Ballett.“ Oder „Mama, ich will auch Eiskunstlauf lernen.“ Statt dessen beobachtete ich still und neidisch die Mädchen, die das durften. Warum ich mich nie getraut hatte, das laut auszusprechen, weiß ich bis heute nicht. Ich hatte es vielleicht nie gelernt, dass es okay ist, eigene Wünsche und Bedürfnisse zu haben, und diese auch äußern zu dürfen. Ich machte statt dessen das, was man mir anbot. Ohne Widerrede. Ich ging zum Schwimmtraining. Weil meine Mutter das mal vorgeschlagen hatte. Es war okay. Aber es war nicht mein Traum. Und irgendwie lebten wir damals auch so, dass Träume zu verwirklichen absurd war. Man musste was anständiges machen und anständig und fleißig lernen. Was sollte man da an der Ballettstange oder im Glitzerfummel auf dem Eis? Meine Wünsche zählten nicht. Das wusste ich. Und so hielt ich lieber meinen Mund. Vielleicht hatte ich auch Angst davor, ausgelacht zu werden. „Du und Primaballerina?!“ oder „Du und 'ne Eisprinzessin?!“. Ich empfand mich selbst als nicht schön genug, so dass ich sicher war, ich würde sowieso nur Spott und Hohn ernten.

Auch was mein Aussehen anging, hatte ich kaum Mitsprache-Recht. Ich fand die anderen Mädchen immer viel schöner. Wenn ich Bilder von damals anschaue, dann muss ich meinem verunsicherten, sechsjährigen Ich

sagen, dass ich bildhübsch war. Ich hatte schöne lange, dicke Haare. Und ich fand auch damals Mädchen mit langen Haaren per se viel schöner als Mädchen mit kurzen Haaren. Eigentlich fand ich kurze Haare sogar richtig grauenhaft. Und dann auch noch mit Brille. Unvorstellbar für mich.

Kurz bevor ich eingeschult wurde, kündigte meine Mutter an, dass wir zum Friseur gehen werden, um meine Haare abzuschneiden. Ich war entsetzt und fing an zu weinen. „Ständig dieses Theater mit dem Haare waschen, und dann immer der Läuse-Alarm im Kindergarten, und dass ich dir jeden Morgen deine Haare kämmen muss und einen Zopf machen muss, das ist unpraktisch. Kurze Haare sind viel praktischer.“ Mir sackte das Herz in die Hose. Ich und kurze Haare? Dann würde ich ja zu den absolut hässlichen Mädchen gehören, die keiner leiden kann. Ich hoffte, dass meine Mutter das Vorhaben vergessen würde. Was sie aber nicht tat. Ein paar Tage später zerrte sie mich in den Friseurladen um die Ecke. Ich zog an ihr, sagte nein, weigerte mich, wollte nicht in den Laden – und das war schon ziemlich viel Widerstand und Revolution für mich. Aber wenn es um meine Haare ging, spürte ich, dass ich diese nicht einfach kampflos aufgeben werde. Ich hatte ein bisschen Mut geschöpft. Aber es nützte nichts. Meine Mutter war gnadenlos.

Warum zählt die Meinung eines Kindes so wenig? Warum lässt man es nicht so aussehen, wie es will? Indem sie mir meine langen Haare abschneiden ließ, nahm sie mir alles, was mir in meinem Mädchen-Dasein wichtig war. Ich hätte sogar noch damit leben können, wenn die Haare etwas kürzer gewesen wären, einen Bob oder so was in der Art. Ich hätte mich mit einer Frisur anfreunden können, bei der man mich noch als Mädchen erkannt hätte. Aber meine Mutter veranlasste das Schlimmste überhaupt. Ich bekam einen richtigen Kurzhaarschnitt. Ich sah aus wie ein Junge. Mein persönlicher Alptraum. Und ich hasste meine Mutter dafür. Sie hatte keine Ahnung, was sie damit bei mir anrichtete. Ich war sowieso immer schüchtern und verunsichert. Und jetzt, mit den neuen Haaren, wurde es noch schlimmer. Weil ich den ganzen Tag nichts anderes denken konnte als „Oh Gott, ich sehe aus wie ein Junge. Alle denken, ich bin ein Junge.“. Was natürlich Quatsch war. Und selbst wenn, wäre es völlig egal gewesen. Aber so viel Selbstbewusstsein kann man einem kleinen schüchternen Mädchen gar nicht eintrichtern, dass es sich entspannt. Mir war nur eins klar: Ich bin jetzt hässlich. Und ich schämte mich noch mehr den lieben langen Tag für mich selbst.

Den Rest gab mir dann noch der Tag meiner Einschulung. Alle putzten sich fein heraus. Und ich durfte endlich das wunderschöne Kleid anziehen, das meine Mutter vor etlicher Zeit extra für diesen Tag ausgesucht und gekauft hatte. Dazu die schicken Schuhe. Doch als ich mich im Spiegel sah, war ich einfach nur traurig. So lange hatte ich mich darauf gefreut, endlich in dieses Kleid schlüpfen zu dürfen. Ich wollte wunderschön aussehen. Aber in meinen Augen passte das einfach nicht zusammen. Da stand ein Junge vor mir, der ein Kleid trug. Und ich schämte mich. Und die Vorstellung, jetzt so in die Schule zu gehen, alles neu, neue Kinder, verursachte Panik bei mir. Die würden mich alle auslachen! Erstaunlich, was in so einem kleinen Kopf alles vorgeht, und welche Ängste so einen kleinen Kopf plagen.

Als wir in der Schule ankamen, wurden wir Kinder gemäß den neuen Klassen aufgeteilt. Ich stand in der Ecke der 1b und wartete dort mit den anderen Kindern. Einige der Kinder kannten sich schon und lachten und tuschelten. Ich kannte niemanden. Meine Eltern winkten mir ermutigend und aufmunternd zu, ich nickte nur verschüchtert. Und dann passierte das, wovor ich solche Angst hatte. Ein Junge zeigte auf mich und sagte das Unsägliche zu seinem Freund: „Guck mal, ein Junge im Kleid!“. Dann lachten sie prustend los. Ich tat so, als

hätte ich es nicht gehört. Aber in dem Moment hasste ich meine Mutter wie noch nie zuvor. Wie konnte sie mir das antun? Ich wollte nur noch verschwinden.

Natürlich fand ich auch mit kurzen Haaren Freundinnen in der Schule, und natürlich war alles halb so wild. Dennoch bewunderte ich die Mädchen mit den langen Haaren still. Ich ließ meine Haare wachsen und lernte, diese selbst zu waschen, zu kämmen, zu föhnen und mir selbst Zöpfe zu machen. Nie wieder würde ich meine Mutter an meine Haare ran lassen. Seitdem habe ich immer lange Haare. Und davon, eine Eisprinzessin zu werden, träume ich immer noch heimlich.

Wenn ich nach Hause kam, war die Tür von innen verriegelt

Die Ausgesperrte

Christiane, 36, Ärztin

Ich war sieben Jahre alt, als meine Mutter ihren neuen Mann kennengelernt hatte. All die Jahre lebten wir zu zweit, mein Vater hat sich kurz nach meiner Geburt aus dem Staub gemacht. Der neue Mann war nett und lustig, ich mochte ihn sehr. Nach einer Weile fragte er uns, ob wir ihn heiraten wollen. Begeistert sagte meine Mutter ja, nicht ohne vorher mit mir darüber zu sprechen. Aber ich hatte nichts dagegen, ich hatte auch nichts dagegen, den neuen Mann als meinen neuen Vater zu akzeptieren. Es dauerte nicht lange, und ich sagte tatsächlich „Papa“ zu ihm. Es fühlte sich auch nicht komisch für mich an. Die Liebe meiner Mutter und meines neuen Vaters wurde durch die Geburt meines kleinen Bruders gekrönt. Mein Vater freute sich wahnsinnig, für ihn war es das erste eigene Kind. Und auch ich war glücklich, lag ich doch meiner Mama schon seit Jahren in den Ohren, dass ich ein Geschwisterchen haben will.

Es hätte alles perfekt sein können. Doch das war es leider nicht. Mein neuer Vater hatte einige Eigenarten an sich, die es schwer machten, mit ihm umzugehen. Er war ein liebevoller Mensch, witzig und charmant, klug und anpackend. Doch von einer Sekunde zur anderen konnte seine Laune umschlagen in das komplette Gegenteil. Dann wurde er plötzlich gemein, in sich gekehrt, rechthaberisch, alles um sich herum verachtend, regelrecht gesellschaftsunfähig. Man wusste nie, wann es soweit war. Und wenn es soweit war, wusste man nie, warum. Manchmal wirkte er wie ein Autist, der ausflippte, wenn etwas nicht so lief, wie er das vorgesehen hatte. Waren wir in der Öffentlichkeit mit ihm unterwegs, im Restaurant, im Urlaub, beim Einkaufen, ergaben sich durch sein unerklärliches Verhalten immer öfter unsägliche Szenen, die es schier unerträglich machten, längere Zeit mit ihm zu verbringen. Wie oft schämten wir uns für das, was er sagte oder dafür, wie er sich verhielt.

Es wurde mit der Zeit immer schlimmer mit meinem Vater. Eine große Portion seines Grolls richtete sich gegen mich. Je älter ich wurde, desto mehr bekam ich seine Eigenarten zu spüren. Je mehr ich Teenager wurde, desto gemeiner wurde er zu mir. Dabei war ich ein mustergültiger Teenie, ich war gut in der Schule, half kräftig im Haushalt mit, passte auf meinen Bruder auf. Hätte ich nur noch Fünfen nach Hause gebracht, hätte er mich beim Rauchen und Saufen erwischt, wäre ich abgehauen, ich hätte das ja sogar verstanden, wenn er sauer auf mich war. Aber ich war so brav, dass es mir im Nachhinein schon fast selber peinlich ist, dass ich nicht aufmüpfiger gewesen bin.

Mein Vater ließ keine Gelegenheit aus, mich zu schikanieren. Nun ist man ja als Teenie-Mädchen sowieso schon völlig überfordert mit sich selbst und der ganzen Welt, ist unsicher und fühlt sich per se immer hässlich und zu dick. Ich probierte natürlich viel rum, erstes Make-Up, Beine rasieren, Haare frisieren, Selbstbräuner. Doch wann immer ich mich in mein Zimmer zurück zog, platzte mein Vater rein und kommentierte das, was ich gerade tat, z.B. „Na, Beauty, willst du 'n Modelwettbewerb gewinnen, oder was?!“. Das tat er so hämisch und so herablassend, dass ich mich immer elendig fühlte. Warum er das tat, weiß ich bis heute nicht. Vor allem was war denn dabei, wenn ein Teenager-Mädchen in seinem Zimmer vorm Spiegel rumturnte? Das führte dazu, dass ich immer total Schiss hatte, wenn ich in meinem Zimmer war, dass er den nächsten Moment

hereinplatzen würde. Auch wenn ich mal Mittagsschlaf machen wollte, am Wochenende, polterte er herein und machte sich über mich lustig „Na, haste soviel gearbeitet oder was, dass du dich jetzt ausruhen musst, oder was?!“ gab er zynisch von sich, und knallte dir Tür wieder zu. Meine Mutter griff ab und an mal ein, sagte wütend zu ihm, er solle mich endlich in Ruhe lassen, aber es half nichts, er schikanierte mich immer wieder. Nur, wenn er nicht da war, fühlte ich mich erlöst und frei. War er auf Dienstreise, war ich happy. War er da, empfand ich es immer als Belastung.

Was das alles sollte, frage ich mich bis heute. Alles was ich tat, schien er zu verachten. Als ich sagte, ich würde gern mal Schauspielerin werden, lachte er mich nur aus, und redete sich richtig wütend in Rage und echauffierte sich über die bunte Spaß-Glitzer-Welt. Generell war das ein Muster bei ihm: Sobald man Spaß hatte, zog er plötzlich einen Flunsch und vermieste allen, völlig ohne Grund, die Stimmung. Auch wenn ich äußerte, mal einen Job haben zu wollen, der mir Spaß macht, lachte er nur hämisch. „Arbeit ist nicht dazu da, Spaß zu haben!“, war sein trockener und ernst gemeinter Kommentar dazu. Wenn meine Mutter einkaufen war, kontrollierte er, was sie alles gekauft hatte und regte sich furchtbar darüber auf, wenn der Kühlschrank mal proppevoll war. Er war nur glücklich, wenn der Kühlschrank leer war. Überfluss war ihm ein Graus. Hatte meine Mutter am Wochenende gekocht und stellte sie das meistens sehr köstliche Essen auf den Tisch, musterte mein Vater die Mengen und schimpfte sofort los: „Wer soll das alles essen, häh?! Das ist viel zu viel!“. Dann setzte er sich schlecht gelaunt an den Tisch und überzog das schöne Essen mit seiner Bitterkeit. Statt einem netten Tischgespräch herrschte eisige Stimmung. Er vergiftete uns alle. Und es war absurd. Es schien, als schien er alles schöne und lustige aus seinem Leben verbannen zu wollen. Was andere, normale, Menschen glücklich macht (z.B. viel und gutes Essen, Spaß haben) schien ihn zu stressen. Woher das kommt, ist ein Rätsel.

Den Vogel schoss er aber ab, als meine Ausgehphase anfang. Natürlich will man als Teenager-Mädchen auch abends irgendwann länger weg bleiben, ausgehen, auf Partys gehen. Auch hier verhielt ich mich halbwegs vernünftig. Ich wusste, dass ich bei meinen Eltern auf Granit beißen würde und versuchte lange Zeit erst gar nicht, um ihre Erlaubnis zu bitten, abends ausgehen zu dürfen. Und so erzählten die anderen in der Schule immer von ihren nächtlichen Abenteuern, während ich stumm und neidisch zuhörte. Ich verpasste den Spaß meines Lebens. Scheiße. War wieder eine große Party angesagt, ging es nur über die Nummer, bei meiner besten Freundin übernachten zu dürfen. Ihre Mutter, die echt cool war, fuhr uns dann zu den Partys hin und holte uns auch wieder ab. Meinen Eltern verrieteten wir nichts. Ob sie sich ihren Teil denken konnten oder wirklich davon ausgingen, dass wir brav im Pyjama im Bett liegen und uns Pferde-Heftchen angucken würden, muss ich sie mal fragen.

Doch irgendwann war ich 17 Jahre alt, fast volljährig sozusagen, und ich musste meinen Eltern endlich zeigen, wo der Hammer hängt. Sie mussten lernen zu akzeptieren, dass ich nachts eben unterwegs war, auch bei meinem Freund mal schlief. Das ging erstaunlicherweise ganz gut, sie schienen sich damit abgefunden zu haben. Natürlich schikanierte mich mein Vater weiter. Wenn ich erst spät in der Nacht nach Hause kam, stürzte er Sonntag morgen um 7:30 Uhr in mein Zimmer und verdonnerte mich zum Brötchen holen oder Frühstück machen. Sein Kommentar dazu: „Wer Party macht, kann auch früh aufstehen!“. Was hatte ich diesem Menschen nur angetan?

Doch das war noch längst nicht alles an Schikane. Als ich einmal nachts nach Hause kam und mich leise in die Wohnung schleichen wollte, bekam ich die Wohnungstür nicht auf. Sie war verriegelt. Von innen. Mein Vater wusste ganz genau, dass ich unterwegs war. Und er wollte, dass ich klingeln muss, um reinzukommen, damit meine Mutter mal sieht, wie lange ich böses Mädchen mich nachts rumtreibe. Ich hätte schreien können vor Wut. Ich hätte auch wieder gehen können, die Nacht irgendwo anders schlafen. Aber ich hatte keine Lust dazu, ich wollte in mein Bett. Also klingelte ich. Mehrere Male, bis ich endlich Geräusche von innen hörte. Meine Mutter machte schlaftrunken die Tür auf. „Wieso hast du denn keinen Schlüssel?“ murmelte sie. „Mama, ich habe einen Schlüssel, aber dein Göttergatte hat leider die Tür von innen verriegelt“ schimpfte ich. Ich hörte ihn aus dem Schlafzimmer rufen: „Oh, habe ich vergessen, wusste nicht, dass du noch nicht da bist.“ So ein Schwachsinn, dachte ich, wir verriegeln die Tür normalerweise nie von innen. Meine Mutter roch auch sofort, was los war und zeigte meinem Vater den Vogel: „Spinnst du? Was soll das?“. Damit hatte er nicht gerechnet. Er hatte gehofft, ich würde jetzt eine Standpauke bekommen. Aber stattdessen bekam er sie.

Dieses nächtliche Theater wiederholte sich noch einige Male. Ich konnte irgendwann nur noch drüber lachen. Ich lachte darüber, weil mein Vater so doof war. Ich war aber auch gleichzeitig enttäuscht, dass sich meine Mutter nicht endlich durchsetzen konnte. Sie drohte ihm immer wieder mit Scheidung, wenn er mich noch einmal schikanierte. Aber natürlich passierte nichts. Sie war viel zu bequem für so einen Stress und saß die Sache lieber aus. Denn irgendwann, nach dem Abi, zog ich aus. Und die Sache erledigte sich damit von selbst. Ich redete mehrere Jahre kein Wort mit meinem Vater. Heute haben wir uns wieder angenähert und wir kommen halbwegs gut miteinander aus. Darüber, dass er mir meine Teenager-Zeit zur Hölle gemacht hat und warum er das tat, haben wir aber nie geredet.

Als ich vor Angst in den Papierkorb kackte

Die Ängstliche

Tanja, 27, Marketing-Fachangestellte

Das Wort „Schisser“ kommt nicht von ungefähr. Das habe ich am eigenen Leib erfahren müssen.

Ich war ungefähr fünf Jahre alt und musste, wie vermutliches jedes Kind, immer diesen ungeliebten Mittagsschlaf machen. Kinder hassen Mittagsschlaf. Was man da alles verpasst! Kostbare Spielzeit, die verloren geht! Heute würde ich sonstwas dafür tun, mich mittags zwei Stunden hinlegen und tief und fest von der Welt wegschlafen zu dürfen. Was nur noch ganz selten klappt. Aber als Kind gibt es eben Dinge, die man erst im Erwachsenenalter zu schätzen lernt: Gorgonzola, Rotwein, Kaffee und eben Mittagsschlaf.

Wir hatten an dem Tag Besuch, und es ging sehr lustig bei uns zu Hause zu. Es gab ein leckeres Mittagessen, meine Mutter hatte anlässlich des Besuchs ordentlich aufgefahren, die Stimmung war ausgelassen. Kinder lieben es, wenn die Eltern Besuch bekommen, dann sind die nämlich viel lustiger als sonst, trinken Wein, lachen viel und erlauben plötzlich alles Mögliche, nur um ihre Ruhe zu haben. Man darf Unmengen Schokolade essen, Fernsehen gucken und bekommt vom Besuch meistens auch noch Geschenke.

Ich hatte gehofft, ausnahmsweise heute keinen Mittagsschlaf machen zu müssen, ich wollte einfach nichts verpassen. Aber nichts da. Meine Mutter schickte mich ins Bett, gnadenlos, da half kein Betteln und Flehen und auch nicht die Versprechungen meinerseits, ganz lieb und leise zu sein. „Meine Süße, du musst jetzt schlafen. Ist doch toll, dass du dich jetzt hinlegen und ausruhen darfst!“ sagte meine Mutter, legte mich ins Bett, deckte mich zu und ging raus. Natürlich gab ich nicht so schnell auf. Ich hatte einen starken Willen, den haben meine Eltern und mein großer Bruder schon oft zu spüren bekommen. Wenn ich etwas wollte, hatte ich keine Scheu, mich komplett zum Affen zu machen. Ich brüllte und tobte und schrie dann wie am Spieß, und brachte damit schon so manches Mal meine Familie an den Rand eines Nervenzusammenbruchs. Auch standen schon das eine oder andere Mal die Nachbarn vor der Tür, um sich besorgt zu erkundigen, ob denn alles in Ordnung sei bei uns. Die dachten, meine Eltern würden mich abschlachten, so extrem und herzerreißend konnte ich schreien.

Jedenfalls gab ich ungern einfach so auf. Ich versuchte immer, meinen Willen durchzusetzen. Nachdem meine Mutter mein Zimmer verlassen hatte, kletterte ich flugs aus meinem Bett, schlich zum Wohnzimmer und wartete dort vor der verschlossenen Tür. Einen Plan hatte ich nicht. Mein Vater bemerkte mich aber recht schnell und polterte gleich los: „Tanja, aber ab ins Bett. Jetzt wird geschlafen!“ „Aber ich hab’ noch Durst“, setzte ich ihm trotzig entgegen. Die gängigen Tricks, um das Schlafen immer wieder hinauszuzögern, wurden durchgespielt: Hunger, Durst, Pippi machen. „Nein, Tanja, das ist nur Theater! Du hast gar keinen Durst. Jetzt geh’ wieder in dein Bett, aber dalli!“. Am Tonfall meines Vaters konnte ich erkennen, dass ich mir keinen weiteren Verzögerungsversuch erlauben sollte. Ich schlurfte schmollend in meine Zimmer zurück. Dann bleib ich eben hier, dachte ich, aber ich werde nicht schlafen, ich werde einfach spielen. Als ich wieder aus meinem Bett krabbelte, und mich an meinen kleinen Schreibtisch setzte, um zu malen, polterte mein großer Bruder Michael herein. Er war schon 14 und musste keinen Mittagsschlaf mehr machen. Er durfte bei den Großen bleiben. „Tanja, was soll das, du musst jetzt schlafen! Denkst du, wir merken das nicht? Ich habe von draußen

genau gehört, dass du hier drinnen rumwerkelst. Jetzt aber husch, schlafen!“ Ich hasste es, wenn mein Bruder einen auf Vater machte. Beleidigt zog ich mich in mein Bett zurück. Und ich spürte, dass ich erst wieder raus durfte, wenn ich wirklich ein bisschen geschlafen hätte. Ich war gefangen im Mittagsschlaf.

Als mein Bruder wieder draußen war, merkte ich, dass ich plötzlich dringend aufs Klo musste. Verdammt, dachte ich. Sofern man „verdammt“ als Fünfjährige schon denken kann. Ich musste nicht nur klein, sondern auch groß. Da ich es mir aber mittlerweile mit meiner Familie verscherzt hatte, und sie mich sicher verfluchen würden, wenn ich jetzt noch mal ein drittes Mal rauskommen würde, saß ich nun in der Falle. War ich eben nochforsch und mutig, hatte ich jetzt richtig Angst. Angst davor, wie sehr sie mit mir schimpfen würden. Und gleichzeitig hatte ich Panik, denn ich musste ja nun mal wirklich mein Geschäft erledigen. Ich konnte es nicht verkneifen und eine Stunde warten, bis ich wieder raus kommen durfte. An Einschlafen war unter diesen Umständen schon gar nicht zu denken. Was also jetzt tun? In die Hose machen, das war selbst mir zu eklig. Die Zeiten waren ein für alle mal vorbei. Dann fiel mein Blick auf den kleinen Papierkorb unter meinem kleinen Schreibtisch. Das ist es, das ist die Lösung, dachte ich und war erleichtert. Vorsichtig und leise krabbelte ich aus dem Bett, diesmal sehr darauf bedacht, keine Geräusche zu machen. Ich kannte meinen Bruder, ich traute ihm zu, dass er weiter vor der Tür lauern würde. Ich zerrte den Papierkorb ein Stück vor, zog meine Unterhose runter, hockte mich drüber und pieselte drauf los. Ich spritzte mich dabei ziemlich voll, denn so ein Papierkorb ist nun mal löchrig. Dann startete ich, um mein größeres Geschäft zu machen. Aber das war gar nicht so einfach. Ich konnte mich kaum in der Hockstellung über dem Papierkorb halten. Dennoch drückte ich, zu groß war der Drang.

Ich war schon erleichtert, das Problem endlich gelöst zu haben, als ich mit Entsetzen feststellte, dass ich den Papierkorb leider nicht getroffen hatte. Sich beim Pullern etwas anzustrullern ist das eine, das kann man irgendwie wegstecken, der Ekel hält sich halbwegs in Grenzen. Aber seine Kackwurst neben die Schüssel bzw. in meinem Fall neben den Mülleimer zu platzieren, ist schon etwas anderes. „So eine Scheiße“, murmelte ich. Und da hatte ich im wörtlichen Sinne recht. Da lag, unter meinem Schreibtisch, neben meinem Mülleimer, meine kleine Kackwurst. Was sollte ich bloß tun? Ich bekam Panik. Und eklig war das alles auch noch. Ich schnappte mir ein Stück Bastelpapier und umklammerte damit vorsichtig die Wurst. Ich hatte das gute Stück schon fast in den Papierkorb manövriert, als die Tür plötzlich aufging und mein Bruder reinschaute. „Was ist denn hier los?“ fragte er. Dann rümpfte er seine Nase. „Tanja, was machst du denn da? Hier stinkt es außerdem total!“ Ich war starr vor Schreck. Noch immer hielt ich meine Kackwurst in dem Stück roten Bastelpapier in der Hand. Ich starrte meinen Bruder an, starrte auf die Sauerei, und dann fing ich bitterlich an zu weinen. Ich hatte solche Angst vor dem, was jetzt kommen würde. Dass er schimpfen würde, dass er mich auslachen würde. Aber, in Momenten wo es drauf ankam, konnte ich auf meinen großen Bruder zählen. Er kam zu mir rein, schloss leise die Tür hinter sich und kniete sich zu mir. Er checkte sofort, was los war. „Du musstest dringend auf Klo und hast dich nicht getraut, raus zu kommen, weil wir vorher die ganze Zeit mit dir geschimpft haben, oder?“ Ich nickte stumm, während mir noch immer die Tränen über meine Wangen kullerten. „Und dann hast du dir das hier überlegt, aber es ist ein bisschen schief gelaufen, stimmt’s?“ Ich nickte wieder. „Okay, ich helfe dir.“ Dann nahm er mir meine Kackwurst aus der Hand – das muss Bruderliebe sein – und kommentierte das auch nicht weiter. Ein wahrer Gentleman. Er ging damit zum Klo, spülte sie weg.

Er holte einen Lappen, wischte alles sauber und spülte auch meinen Papierkorb aus. Dann ging er mit mir noch mal ins Bad, und half mir, meine Hände zu waschen. Ich merkte, dass er sich ein Grinsen trotzdem kaum verkneifen konnte. Ich schaute ihn böse an. Meine Blicke flehten ihn an, er möge meinen Eltern nichts davon erzählen. Er verstand, sagte aber trotzdem: „Süße, tut mir leid, die Story ist zu witzig, als dass ich sie für mich behalten könnte.“ „Manno!“ sagte ich nur. Beleidigte Mädchen sagen immer gerne „Manno.“ Ich wusste, ich hatte keine Chance, ihn zum Schweigen zu verdonnern. Ich hätte ihm meinen ganzen Gummibärvorrat anbieten können, oder meinen Lieblingstедdy, er hätte sich nie und nimmer auf einen Deal eingelassen.

Ich lernte also an diesem Nachmittag eine besonders bittere Lektion: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Immerhin hat mich die Aktion so viele Nerven gekostet, dass ich danach tatsächlich hundemüde war und erschöpft ganze zwei Stunden schlief. Ich hatte meine peinliche Schmach schon fast vergessen, aber als ich nach dem Aufwachen wieder ins Wohnzimmer kam und mich meine Eltern, vor dem Besuch, mit „Na, da ist ja unsere kleine Papierkorb-Kackerin“ begrüßten und sich dabei fast totlachten, fiel es mir siedend heiß wieder ein. Ich schämte mich so. Aber mir blieb nichts anderes übrig, als ihnen den Spaß zu lassen. Je mehr ich beleidigt war, desto mehr würde ich sie anstacheln.

Natürlich erzählen mein Bruder und meine Eltern diese Schenkelklopfer-Story in geselliger Runde immer wieder gern. Bis heute. Und ich, ich lache aus Verlegenheit mit. Aber noch immer möchte ich dann im Boden versinken. Und noch immer schäme ich mich unsäglich dafür. Schlimmer finde ich aber, wie lustig sich „meine Lieben“ noch immer darüber machen. Vielen Dank auch.

Als meine Mutter komplett durchdrehte

Die Geschockte
Susanna, 31, Grafikdesignerin

Meine Mutter war schon mein ganzes Leben lang mein Vorbild. Sie war stark, schön, klug, lustig. Sie hatte das Leben immer im Griff, auch wenn das Leben es mal nicht so gut mit ihr und uns meinte. Meine Mutter konnte nichts aus der Fassung bringen, sie wusste immer, wo es langgeht, hatte immer ein offenes Ohr für meine Probleme, und immer gute Ratschläge parat, die mir halfen. Sie war mein Fels in der Brandung. Unser Verhältnis war liebevoll und innig. Ich war stolz auf sie und bewunderte sie für alles, was sie war und bisher in ihrem Leben geschafft hat. Egal was meine Mutter sagte, sie hatte immer Recht. Ich hatte nie einen Zweifel an ihrer Kompetenz, egal, um was es ging. Für mich stand sie immer auf einem Sockel. Unantastbar, unangreifbar, ohne jeden Zweifel.

Natürlich war meine Mutter nicht perfekt. Sie konnte einem auch ganz schön auf den Keks gehen, sie war in manchen Dingen stur wie ein Ochse, und wenn sie der Meinung war, dass zwei plus zwei gleich sieben war, konnte man sie nicht davon überzeugen, dass zwei plus zwei gleich vier ist. Sie konnte auch harsch und gemein sein. Und über manche ihrer Entscheidungen, beruflich oder privat, konnte ich nur den Kopf schütteln. Dennoch hinterfragte ich sie nie. Ich verzieh ihr alles. Sie wird sich schon was dabei gedacht haben, redete ich mir dann immer ein. Dass meine Mutter fehlbar ist, passte einfach nicht in mein Bild von ihr. Ich wollte das nicht sehen. Meine Mutter war alles für mich.

Besonders in Sachen Männer agierte meine Mutter ihr Leben lang äußerst fragwürdig, und hier schien sie nichts im Griff zu haben. Es schien, als würde sie sich stets auf den Erstbesten stürzen und sich an ihn klammern. Sie ging die Partnerwahl nie strategisch an. Sie überlegte sich nie, wer bin ich, wen will ich, wer passt zu mir. Sie wollte nur partout nicht allein sein. Ihr größter Horror: Single sein. Allein sein. Allein mit sich selbst sein machte für sie keinen Sinn. Sie verachtet Frauen, die allein in einem Restaurant sitzen. Und so war ihr jeder Partner recht. Ihr Beziehungsfazit: Zwei mal geheiratet, drei Kinder von zwei Männern, zwei Scheidungen. Die erste hielt immerhin um die 10 Jahre, aber das waren nicht unbedingt Jahre der Paar-Glückseligkeit. Die zweite Ehe mit einem brachte es auf ungefähr 12 Jahre.

Die Trennung von ihrem ersten Mann verlief halbwegs menschlich ab, sofern ich das, was ich als Kind mitbekommen hatte, beurteilen kann. Doch bei der zweiten Scheidung drehte meine Mutter völlig durch. Die Trennung kam für sie sehr plötzlich, obwohl alle anderen um sie herum deutlich wahr nahmen, dass es nicht mehr wirklich funktionierte zwischen ihr und ihrem Mann. Es war Drama pur. Sie liebten sich, sie hassten sich. Sie stritten wie Elizabeth Taylor und Richard Burton zu ihren besten Zeiten – nur um sich dann wieder mit viel Tamtam zu versöhnen. Es ging soweit, dass wir Außenstehende, Freunde, ihre Kinder, Kollegen, das ganze Theater schon gar nicht mehr ernst nahmen. Wir gingen davon aus, dass diese Beziehung anscheinend das ganze Drama braucht, so wie eine Suppe ihr Salz und ihren Pfeffer.

Dann, eines Tages, verkündete Mann Nummer zwei für meine Mutter völlig überraschend das Ehe-Aus. Er könne nicht mehr, er wolle nicht mehr und basta. Meine Mutter war völlig vor den Kopf gestoßen, hatte sie doch auch erst kürzlich für sich beschlossen, sich in Sachen Ehe und Partnerschaft mehr Mühe mit ihrem

Mann zu geben, sich mehr Zeit zu nehmen, mehr auf seine Bedürfnisse einzugehen. Mann Nummer zwei ließ dabei kein Hintertürchen offen. Er meinte es ernst. Er wollte sie einfach nur noch loswerden. Ende, Aus, Mickymaus.

Nun ist eine Trennung natürlich eine emotionale Notsituation, eine Katastrophe, ein Desaster. Und wir alle hatten vollstes Verständnis für den Zusammenbruch meiner Mutter, ihre Trauer, ihre Wut, ihre Enttäuschung, ihren Frust, ihre Ohnmacht und ihre Hilflosigkeit. Wir alle wussten, dass diese Nummer nicht von heute auf morgen zu verarbeiten, geschweige denn, wegzustecken sein wird. Es würde ein langer, schwerer Weg werden. Für alle Beteiligten. Mit Ups und Downs, mit Schritten nach vorne und wieder zurück. Wir alle versuchten unser Bestes, sie zu unterstützen. Doch meine Mutter drehte komplett durch.

Ich war völlig geschockt von ihrer heftigen Reaktion. Und auch absolut hilflos. Meine Mutter, die jedes Problem lösen konnte, mein Fels in der Brandung, krachte tosend ins Meer und zerbrach in tausend Stücke. Sie tobte, sie weinte, sie wurde hysterisch, sie schrie, sie plante irrwitzige Rachefeldzüge, sie war arbeitsunfähig, sie war nicht mehr sie selbst. Über Monate hinweg. Sie versuchte, ihn mit verschiedensten Strategien entweder wieder zurück zu gewinnen oder völlig zu vernichten. Ich erkannte sie nicht mehr wieder. Sie wurde fies, gemein und ausfällig auch ihren Freunden und uns, meinem Bruder und mir gegenüber. Zum ersten Mal in meinem Leben gab es Momente, in denen ich sie hasste. Es gab Momente, wo ich ihr Geheule am Telefon nicht mehr aushalten konnte und einfach wütend auflegen musste. Ich war hilflos. Ich wollte ihr helfen, konnte es aber nicht. Sie wechselte ihre Stimmung jeden Tag. Mal war sie manisch und völlig drüber, in einer merkwürdigen „Ich mach ihn fertig und zeigs der Welt“- Stimmung. Am nächsten Tag wiederum war sie in einem dermaßen schwarzen, depressiven Verfassung, sie war gefangen in einem dunklen Tunnel, alles war schlecht, nichts machte Sinn. Wir alle machten uns große Sorgen um sie. Wir waren verzweifelt, hatten Angst um sie, und gleichzeitig brachte sie uns fast um den Verstand.

Ich wollte manchmal in dieser Zeit den Kontakt zu ihr abbrechen. Aber ich wusste natürlich, dass das im Moment eine Extremsituation war. Und ich spürte, dass ich diese Verantwortung hatte. Ich musste einfach für sie da sein. Als Tochter geht man ja davon aus, dass man für immer Tochter ist. Und die Mama für die Tochter da ist. Ein Leben lang. Doch plötzlich musste ich auf sie aufpassen. Sie machte es einem wirklich schwer, zu ihr zu stehen, denn so viele Ratschläge schlug sie in den Wind, sie machte was sie wollte. Und das war bei weitem nicht immer gut. Wir standen schon kurz davor, sie zwangseinweisen zu lassen. Wenn wir ihr empfahlen, sich professionelle Hilfe zu holen, schrie sie uns hysterisch an, wir wollten sie ja nur abschieben und „die verrückte Alte“ loswerden. Zudem kam es für sie, die immer alles in ihrem Leben allein geregelt hat, überhaupt nicht in Frage, zu einem Seelenklempner zu gehen. Später irgendwann, nach langem Dagegen-Ankämpfen, entschied sie sich doch dazu, sich Hilfe bei einem Therapeuten zu suchen.

Was mich am meisten schockierte, war meine Mutter „in diesem Zustand“ erleben zu müssen. Als Kind lebt man so in seiner Blase und in dem Glauben, dass Mama einfach stark ist. Selbst als Erwachsene glaubt man das. Meine Mutter war immer die erste, die ich anrief, ob ich Probleme oder etwas freudiges zu berichten hatte. Sie war meine unangefochtene Bezugsperson. Und plötzlich erkannte ich sie nicht mehr wieder. Die Blase der Geborgenheit platzte. Ich war plötzlich allein. Hatte quasi keine Mutter mehr. Ich wusste nicht mehr, wer sie war. Die Frau, die ich vor mir sah, war nicht meine Mutter, die mich über 30 Jahre lang durch mein

Leben sicher gelotst hat, die auf alles immer eine Antwort und immer eine Lösung parat hatte. Meine Mutter war ein hysterisches Nervenbündel, und es war nicht abzusehen, wann sie jemals wieder „normal“ und damit „meine Mama“ werden würde. Ich hatte sogar richtig Probleme, sie in der Zeit „meine Mama“ zu nennen.

Vermutlich ist das egoistisch. Als Tochter alles von der Mutter zu erwarten, und wenn diese mal in der Patsche steckt, nicht in der Lage zu sein, ihr zu helfen. In der Zeit, als es meiner Mutter so schlecht ging, wurde auch viel familieninterne schmutzige Wäsche gewaschen. Alle machten sich gegenseitig Vorwürfe, für was auch immer. Die Atmosphäre war vergiftet.

Nach über einem Jahr hatet sich meine Mutter halbwegs gefangen. Dennoch hat die Geschichte bei uns allen tiefe Spuren der Verwüstung und Enttäuschung hinterlassen. In unserer vormals so innigen Beziehung sind tiefe Risse. Ich stelle plötzlich alles in Frage, ich hinterfrage alles. Das wäre mir früher nie in den Sinn gekommen. Und ich spüre nach wie vor einen großen Drang, mich von meiner Mutter zu distanzieren. Früher freute ich mich, wenn sie anrief und wir lange telefonierten. Heute bin ich schon genervt, wenn ich ihren Namen im blinkenden Handy-Display sehe.

Hätte mir jemand vor zwei Jahren gesagt, ich würde meine Mutter eines Tages am liebsten auf den Mond schießen wollen, ich hätte ihn für verrückt erklärt. „Niemals!“, hätte ich entrüstet geantwortet.

Dass die Dinge so gekommen sind, darüber bin ich wirklich traurig.

Der Furchtlose

Arno, 41, Arzt

Ich hatte schon immer ein eigenwilliges Verhältnis zur Schule. Dabei war ich immer neugierig, ich wollte viel lernen und viel wissen. Aber ich wollte das selbstbestimmt tun. Ich wollte selbst bestimmen, was ich lerne und was nicht. Viele Fächer empfand ich als sinnlos. Und wenn ich etwas als sinnlos fand, dann sperrte ich mich dagegen. Ich spürte dann immer eine immense Wut in mir, gegen die ich nicht ankam. Eine regelrecht ohnmächtige Wut. Noch schlimmer wurde das ganze, wenn sich die Wut über das Sinnlose mit einer Wut auf die Verantwortlichen mischte. Denn auch mit Autoritätspersonen hatte ich meine Schwierigkeiten. Ich war ein richtiger Lehrerschreck. Es gab nur wenige Lehrer, die meinen Respekt hatten. Die meisten Lehrer empfand ich als schnarchnasig, dumm, ideenlos, bequem, schluffig, faul, uninspirierend. Wie sollte ich solche Leute als Autorität anerkennen? Ich wollte geführt, motiviert, gefördert und inspiriert werden. So hätte man mir durchaus auch Fächer näher bringen können, die ich für schwachsinnig hielt. Aber in meiner Provinzschule gab es Lehrplan nach Vorschrift. Und weder Schüler noch Lehrer eckten auf. Alle folgten brav dem Plan und den an sie gestellten Erwartungen.

Ich brachte nicht gerade berauschende Noten nach Hause. Es klingt arrogant, aber ich bin mir sicher, hätte ich mehr Lust gehabt, hätte ich auch wesentlich bessere Noten gehabt. Aber um die Noten ging es mir nie. Es war mir scheißegal. Ich wollte nur so schnell wie möglich irgendwie mein Abitur schaffen, damit ich danach endlich frei war, das zu tun, was ich wirklich wollte. Meine Zeit sinnvoll und selbstbestimmt nutzen.

Genau darüber bekam ich mich mit meiner Mutter immer wieder in die Haare. Es war ihr peinlich, dass sie so einen renitenten Sohn hatte, der einfach nicht folgte. Schon im Kindergarten verweigerte ich mich komplett, wenn die Erzieherinnen im Stuhlkreis alberne Liedchen sangen und wir Kinder mitmachen mussten. Mir war das ein Graus, ich fand das so peinlich, wollte nicht singen, wollte nicht tanzen. Lieber kassierte ich einen Anschiss, und dass ich als Strafe in die Schmoll-Ecke aussortiert wurde, als dass ich beim Ringelpietz mitmachen musste. Meine Mutter musste sich dann am Nachmittag, wenn sie mich abholte, jeden Tag aufs Neue anhören, wie unfähig ich doch war, mich in die Gruppe zu integrieren, wie stur ich war und dass sie dringend daran mit mir arbeiten müsste. Sonst hätte ich es später mal sehr schwer im Leben. Meine Mutter schämte sich für mich. Wir lebten auf einem kleinen Dorf. Und da galt das, was die Nachbarn dachten, als Maxime. Und so waren alle Bürger stets bemüht, ja nicht aufzufallen, brav ihre Aufgaben und Verpflichtungen zu erledigen und freundlich und nett zu allen zu sein. Skandale (Ehekrisen, Suff, finanzielle Schwierigkeiten etc.) durften um Himmels Willen nicht nach außen dringen. Alles wurde unter den Teppich gekehrt. Deshalb war es besonders schlimm für meine Mutter, so einen renitenten Sohn zu haben. Denn was sollen die Nachbarn bloß denken? Hat sie ihren Sohn nicht im Griff? Ist sie keine gute Mutter? Oder ist sonstwas in der Familie im Argen? Für meine Mutter musste das der Horror gewesen sein. Doch ich konnte und wollte keine Rücksicht darauf nehmen, dann auch das kam mir ziemlich schnell sinnlos vor. Dieser vorausseilende Gehorsam den Nachbarn gegenüber, diese Anpasstheit, diese Bravheit, diese Konformität, diese Langeweile. Und so blieb ich stur.

Meine Mutter versuchte immer wieder, mich dazu zu animieren, mir in der Schule mehr Mühe zu geben. Mich weniger auffällig zu verhalten. Sie versuchte es auf die gängige Tour mit diesem „Junge, verbau’ dir doch nicht deine Zukunft!“-Gerede. Doch ich wusste es besser. Ich würde meine Zukunft genau dadurch verbauen, wenn ich mich einreihen würde in den Kanon der angepassten Langweiler. Ich weiß, meine Mutter meinte es nur gut mit mir. Sie wollte wirklich das Beste für mich. Aber aus ihrer Weltsicht heraus konnte sie nicht verstehen, dass das Beste für sie nicht das Beste für mich war. Ich beruhigte meine Mutter, indem ich ihr versicherte, sie müsse sich keine Sorgen machen, denn ich werde das Abitur schaffen. „Mama, ich will doch auch mein Abi machen, ich weiß selbst, ohne Abi komme ich nicht weiter. Und ich werde das auch schaffen, ganz problemlos. Aber erwarte bitte keinen Zweier- oder gar Einser-Schnitt. Denn auf die Plackerei habe ich keine Lust.“, erklärte ich ihr eines Abends feierlich. „Vertrau’ mir, okay?“ Sie seufzte, sie nickte, sie willigte ein. Und ließ mich seitdem machen, ohne sich je wieder einzumischen. Und das rechne ich ihr bis heute hoch an. Denn allein durch den Vertrauensvorschuss von ihr wurde mein Wunsch, das Abi zu schaffen, noch größer. Ich wollte ihr beweisen, dass ich Verantwortung übernehmen konnte. Und dass ich das, was ich sage, auch wirklich umsetze. Aber eben auf meine Art und Weise.

So stürzte ich mich in die Abi-Vorbereitungen, ging das ganze aber mehr strategisch an. Ich rechnete mir aus, wie viele Punkte ich mindestens in den relevanten Prüfungen schaffen musste, um zu bestehen, und passte meinen Lernaufwand entsprechend an. Ich muss sagen, ich war sehr effizient. Ich lernte ein bisschen, aber nicht zu viel. Während meine Mitschüler unter den Bücherbergen ächzten und stöhnten, hatte ich sogar noch ein ganz nettes und entspanntes Freizeitleben. Manchmal merkte ich, dass meine Mutter nervös wurde, wenn ich die Nachmittage wieder nicht an meinem Schreibtisch saß, aber ich lachte sie dann nur an. „Vertrau mir, Muttchen!“.

Tatsächlich schaffte ich mit meinem Minimal-Lern-Konzept die schriftlichen Prüfungen ohne große Probleme. Sie waren kein Zuckerschlecken, aber die ergatterten Punktzahlen reichten, dass ich das Abi bereits bestanden hatte. Jetzt stand nur noch die mündliche Prüfung an. In meinem Hass-Fach Mathematik. Ich wusste, ich konnte mir in dieser Prüfung alles erlauben, nur null Punkte dürften es nicht werden. Da ich keinerlei Anspruch hatte, meinen Abi-Schnitt noch weiter zu verbessern, sondern mit dem reinen Bestehen völlig zufrieden war, machte ich mir einen Spaß aus der Prüfung. Natürlich lernte ich nicht. Ich war mir sicher, mindestens einen einzigen Punkt zu holen, und der würde locker ausreichen.

Am Abend vor der Prüfung saßen meine Mutter und ich lange in der Küche und wir redeten viel. Sie war stolz, dass ich mein Abi so gut wie in der Tasche hatte, und bat mich inständig, es in der mündlichen Prüfung bloß nicht doch noch auf den letzten Metern zu vermasseln. „Muttchen, keine Sorge! Ich mach das schon. Du hast doch gesehen, dass du dich auf mich verlassen kannst!“ beruhigte ich sie. „Ja, das stimmt. Und darauf bin ich sehr stolz!“ sagte sie. Dann sagte ich: „Und ich bin dir wirklich dankbar, dass du mich hast machen lassen.“. Dann umarmten wir uns. „So, und darauf trinken wir einen!“ sagte meine Mutter und holte eine Flasche Whisky aus dem Schrank. Ungläubig starrte ich sie an. „Ist das dein Ernst? Whisky?“ „Aber ja!“, sagte sie kichernd und schenkte uns kräftig ein. Wir prosteten uns zu, kippten das Zeug runter, verzogen unser Gesicht, lachten. Dann schenkte meine Mutter nach. Der Abend wurde sehr lustig. Und sehr lang.

Ich hatte noch nie so viel Spaß mit meiner Mutter, wie in dieser Nacht, die Nacht vor meinem mündlichen

Mathe-Abitur, in der meine Mutter und ich zusammen eine ganze Flasche Whisky leerten. Völlig verkatert aber gut gelaunt schleppte ich mich am nächsten Morgen in meine Prüfung. Ich hatte kaum geschlafen. Aber ich hatte ziemlich viel Spaß, als ich vorne an der Tafel stand und meine Mathe-Show im Whisky-Nebel vor dem spießigen Lehrerkomitee durchzog. Wenn die wüssten, dachte ich die ganze Zeit. Ich bekam für meine „Leistung“ vier Punkte. Vier Punkte sind eine vier minus. Für mich gefühlt die beste und schönste Note ever. Denn damit hatte ich mein Abi locker in der Tasche.

Mehr Bücher von Henriette Frädrich

Weitere Informationen und Blog unter www.henriette-fraedrich.de und/oder www.facebook.com/henriette.fradrich.1

Das macht man doch nicht! - Garantiert politisch unkorrekt!

DTV Verlag, 190 Seiten



Voll fiese Alltagssünden: Jeden Tag begegnen sie uns, die bittersüßen Alltagssünden, diese typischen Engelchen-Teufelchen-Situationen und die Schlechtes-Gewissen-Momente. Und allzu oft ertappen wir uns dabei, wie wir wieder etwas getan haben, was wir eigentlich hätten lassen sollen. Und obwohl wir ganz genau wissen, dass es falsch, ganz schön böse oder sogar ziemlich dämlich ist, begehen wir unsere geliebten Alltagssünden immer und immer wieder. Schon wieder über die eigentlich nette Kollegin gelästert? Kaugummi auf den Asphalt gespuckt? Müll nicht getrennt? Dem Ex im Suff eine Jammer-SMS geschickt? Uiuuiui! Das macht man doch nicht! Nur allzu oft ertappen wir uns dabei. Allerdings wäre 100-prozentige Political Correctness in allen Lebenslagen doch ziemlich langweilig, oder? Doch was bringt uns dazu, immer wieder »böse« zu sein? Henriette Frädrich geht unserem Verhalten auf den Grund, sie schaut tief in die Abgründe unserer Seele und schildert typische Alltagssünden - wobei sie sich bei den meisten gleich selbst schuldig bekennt.

Inhalt:

Essen wegschmeißen // Im Zug den freien Sitz neben sich blockieren // Ständig aufs Handy starren // Heimlich Klatschzeitungen lesen und Trash-TV glotzen // Den Hund mit im Bett schlafen lassen // Neue Klamotten kaufen –und sie dann nie oder nur einmal anziehen // Sich selbst die Haare schneiden oder färben // Den Computer nicht korrekt herunterfahren // Peinliche Musik gut finden // Das Rumnaschen nicht lassen können // Ohne Badbesuch ins Bett gehen // Pickel ausdrücken // Popeln // Mit Flip-Flops oder anderem unpassendem Schuhwerk Auto fahren // Lästern, klatschen, tratschen // Mit den Fingern Essen auf die Gabel schieben und andere unfeine Tischmanieren // Von Pennern und Bettlern genervt sein // Es mit dem Händewaschen nicht so genau nehmen // Ungewaschenes Obst und Gemüse essen // Schwarzfahren // Nutella löffelweise aus dem Glas futtern // Die Zähne nicht richtig putzen // Gerne mal was auf die lange Bank schieben // In den Sachen des Partners schnüffeln // Mit Ü 30 immer noch heimlich davon träumen, bei DSDS oder GNTM mitzumachen // Ausreden erfinden, damit man vom langweiligen Date wegkommt // Shoppen, shoppen, shoppen // Rechnungen immer zu spät bezahlen // Den Dispo ständig bis zum Anschlag ausreizen //

Bademäntel oder andere Accessoires aus dem Hotel mitgehen lassen // Umweltschutz Umweltschutz sein lassen // Danke sagen vergessen // An der gelben Ampel noch mal richtig Gas geben // Den Computer (oder anderes technisches Gerät) anschreien // Essen liegen lassen // Bücher kaufen, aber nicht lesen // Das Baby von Freunden hässlich finden // Dem bettelnden Hund am Tisch doch was geben // Gute Vorsätze nicht in die Praxis umsetzen // Auf Bad Guys stehen // Dem Ex oder Schwarm im Internet hinterherspionieren // Handy am Steuer // Internetpornos gucken // Beim Schwimmen ins Wasser puschern // Pupsen // Zu lang zu heiß duschen // In der Sonne brutzeln // Klamotten ewig nicht zur Reinigung bringen und dann ewig nicht abholen // Die Putzfrau schwarz bezahlen // Der Klofrau kein Geld geben // Sich nicht für Politik interessieren // Im Internet seine Zeit verplempern // Der zehnköpfigen Familie mit Migrationshintergrund auf der Straße mit Argwohn begegnen // Einfach mal aus dem Alltag ausbrechen und alles stehen und liegen lassen

>> Gratis-Leseprobe! << Kapitel „Das Baby von Freunden hässlich finden“:

„Es gibt ein unausgesprochenes Gesetz. Babys sind immer niedlich oder süß oder schnuckelig oder zumindest dutzidutzidutziwutzi. Ein Baby kann sozusagen gar nicht hässlich sein. Denn ein Baby ist ein Baby ist ein Baby. Basta und amen, keine Widerrede und kein Pardon.

Ich gebe unumwunden zu, dass weiß Gott nicht alle Babys dieser Welt mit Schönheit und Anmut gesegnet sind – im Gegenteil, ich finde, richtig hübsche Babys (die zuckersüßen, herzerweichenden Exemplare mit Strubbellocken und großen Kulleraugen, die wir aus der Pampers-Werbung kennen) gibt es echt selten. Die meisten Babys sind, Entschuldigung und mit Verlaub, potthässlich: Knautschgesichter, Kanisterköpfe, Schrumpelfüße, Sabberheinis, Furzknollen. Ich darf das übrigens sagen, ich habe selbst ein Baby zu Hause.

Bekannte von uns haben vor einiger Zeit ein Baby bekommen. Als sie die ersten Fotos ihres Lieblings per E-Mail rumschickten, lachte sich mein Teufelchen halb kaputt. Es prustete ungeniert

los: »Guck dir dieses Kind an! Das ist ja das hässlichste Baby, das ich je gesehen habe!« Das Engelchen intervenierte sofort: »Das darfst du nicht sagen! Das ist ein absolutes Tabu! Jedes Baby ist ein Wunder und jedes Baby ist wunderschön!« Das Teufelchen lachte nur noch mehr: »Also, wenn das Baby wunderschön ist, dann ist eine Kartoffel ein Diamant.« Mit schlechtem Gewissen klickte ich die Babybilder wieder weg. »Auweia«, entfuhr es mir noch. Ja, definitiv hätte dieses Baby beim Casting für GNTB – Germany ?s next Topbaby – keinen Blumentopf gewinnen können. Es war irgendwie riesig, hatte einen feisten Gesichtsausdruck und war mir auf den ersten Blick total unsympathisch. »Kann man denn ein Baby unsympathisch finden?«, fragte mich mein Engelchen schier entsetzt ob meines Abwehrverhaltens diesem kleinen, unschuldigen Wesen gegenüber. »Ja, man kann!«, gab ich trotzig zurück. Bei manchen Babys und Kindern denke ich nun

mal sofort: »Boah, dich kann ich echt gar nicht leiden.« Politisch nicht korrekt, aber die Wahrheit. Unerzogene, dümmlische Gören gehören dazu sowie dicke Kinder und unförmige Babys.

Generell verstehe ich nicht, warum Eltern Fotos von ihrem Neugeborenen der breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen. Erstens sehen wenige Tage alte Babys immer schepp aus, alles noch ganz verschrumpelt und zerknautscht, und zweitens gleichen sich alle frisch angekommenen Erdenbürger tatsächlich irgendwie. Ist halt ein Baby, so what.

Jedenfalls stand bei besagten Bekannten einige Tage später dann der berühmt-berüchtigte Baby-

Erstbesichtigungstermin an. Mit einstudiertem seligem Lächeln auf den Lippen und einem Wel- come-Plüschtier (das wahrscheinlich 47ste, welches der neue Erdenbürger von einfallsreichen Schenkern überreicht bekam) unterm Arm begrüßten wir den Winzling überschwänglich. Ich hatte insgeheim gehofft, dass das Baby vielleicht nur auf den Fotos so unschön daherkam, aber ich hatte umsonst gehofft. Meine Schauspielkünste waren also gefragt. Denn da lag er nun, der kleine, hässliche, dicke Wurm. (Ich bin echt so was von gemein, und mir tut es auch ehrlich leid!) Mein babybegeisterter Mann stürzte sich gleich auf ihn, nahm ihn an sich und knuddelte und herzte ihn. Mein Mann juchzte »Och, ist der süß, der ist ja süß, hach, ist der süß!«, und so weiter und so fort. Er kriegte sich gar nicht mehr ein. »Schau mal Schatz, wie süß der ist!«, und dann hielt er mir den Knubbel unter die Nase, und ich musste einstimmen in das Gesäusel: »Ja, herzallerliebste, ja sag mal, bist du ein feiner Kleiner! Hach, und so süße kleine Fingerchen!« Ich konzentrierte mich auf die Fingerchen, denn wenn man den Rest ausblendete, waren die Fingerchen wirklich niedlich. Jedenfalls war ich völlig konsterniert ob der Überschwänglichkeit meines Gatten und fragte mich, ob er das wirklich ernst meinte. Und so dutzelten wir noch eine Weile herum und bescheinigten den stolzen Eltern, dass sie da wirklich ein ganz entzückendes Menschlein fabriziert hätten.

Zu Hause war mein Mann immer noch ganz beseelt vor Babyglück. Ich hatte mir vorgenommen, meine Abneigung für mich zu behalten, denn das warf ja kein gutes Licht auf mich (Menschen, die Babys doof finden, sind schlechte Menschen). Aber der Drang, einen fiesen, gehässigen Kommentar loszulassen, war größer. Sie kennen das, wenn man bei Freunden war, später im Auto dann, sobald man um die Ecke gebogen ist, geht es mit dem Lästern los: »Also die Lisa ist echt ganz schön fett geworden« oder »Boah ging mir der Carsten auf die Eier mit seinem ständigen Gerede über den Kapitalismus« oder »Der Nachtschicht hat ja überhaupt gar nicht geschmeckt«. Und man kann gar

nicht an sich halten und ergötzt sich regelrecht an den eigenen Gehässigkeiten. Jedenfalls platzte ich am Abendbrottisch mit einem »Duuuuuuuhhhuuuu, fandest du das Baby vorhin wirklich so süß?« heraus. Mein Mann guckte mich ganz verwundert an: »Äh, ja. Wieso?« Beschämt, wohl wissend, dünnes Eis zu betreten, flüsterte ich: »Duuuuuhuuuu, ich fand den voll hässlich.« Mein Mann schaute mich entgeistert an. Wahrscheinlich bereute er in dem Moment, mich geheiratet zu haben, und dachte: »Eine Frau, die Babys hässlich findet, ist keine Frau. Sondern ein Monster!« Und dann sagte er das, was alle sagen: »Aber Babys sind doch immer süß!« Ich antwortete trotzig: »Also das Baby definitiv nicht!« Dann wechselte ich schnell das Thema, denn eine Scheidung aufgrund mangelnder Warmherzigkeit der Frau wollte ich dann doch nicht riskieren.

Leider wurde das hässliche Baby bis heute nicht ansehnlicher. Aus dem hässlichen Baby ist nun ein hässliches Kleinkind geworden. Und jedes Mal, wenn ich das kleine hässliche Kind sehe, ermahne ich mich selbst, die fiesen Gedanken beiseitezuschieben. Aber ich kann nicht. Und ich kämpfe dagegen an, versuche mir einzubilden, dass der kleine Matz doch nun wirklich süß geworden ist, aber es klappt einfach nicht.

Übrigens gab mein Mann wenige Monate später zu, besagtes Baby eigentlich auch nicht besonders hübsch zu finden. »Hah! Ertappt!«, jubilierte ich innerlich und Genugtuung durchströmte mich.

Um das Thema abzurunden: Besonders heikel wird es, wenn ein hässliches Baby dann auch noch einen bescheuerten, getunten Wir-sind-ja-total-kreativ-Namen bekommt. Wilma-Elisabeth. Rocco- Blue. Sie wissen

schon. “

>> „**Das macht man doch nicht!**“ **jetzt kaufen!** In allen Buchhandlungen, bei Amazon, Apple iBooks, Thalia etc ... Als Taschenbuch und eBook zum sofortigen Download erhältlich.

Guckt mal alle her, ich bin nackig! – Geschichten aus dem wahren Leben

neobooks, 120 Seiten, mit zahlreichen Illustrationen



Witzige Alltagsgeschichten, höchst philosophische und nicht immer politisch korrekte Gedanken rund um Familie, Job, Sex, Facebook - ach, rund um das ganze bunte Leben an sich! Henriette Frädrich erzählt mit ihrer ehrlichen, erfrischenden und humorvollen Art rotzfreche, nicht immer politisch korrekte aber auch philosophische Geschichten aus dem Alltag und schildert Situationen, die wir alle irgendwie kennen. Sie erzählt vom ewigen Spagat als Mutter und "Karrierefrau", sie plädiert für "normalen Sex", sie nimmt Alltags-Phänomene wie das Posten von Kinderfotos bei Facebook unter die Lupe, sie regt sich über Arschlochkinder auf, ist traurig über das verlorene Geburtstagsgefühl, sagt die Wahrheit über Urlaub mit Kleinkindern, und, und, und. Geschichten zum Schmunzeln, Aufregen und Nachdenken.

Inhalt:

Ein Weihnachtsmärchen // Achtung! Ich mach' mich gleich nackig! // Ich möchte wieder Kindergeburtstag haben! // Technikoverkill: Wer benutzt eigentlich Siri? // Angst im Dunkeln: Vom Schisser zum Beschützer // Ich bin eine Rabenmutter // Tschüss Sommer - Hallo Scheiß-Winter! // Was ich von meinem Sohn lernen kann: Planlos sein // Erlebnisfrigide: Ich spüre nichts // Der Mann in meinem Kopf // Jennifer Garner, komm zurück! // Urlaub + Kleinkind = Horror: Die große Urlaubslüge // 'N Stück Kuchen für 3,90?! // Arme Kate! // Mütterwidersprüche // 8 Gründe, warum das Posten von Kinderfotos bei Facebook halb so wild ist // Verloren in der großen Freiheit // Was ich von Trottos Mama lernen kann // Handyterror, Ohrenmüll und Telefonintimsphäre // Der Mann, der am Gate weinte // Das Universum betreffend // SPAM-Alarm: Lasst mich doch alle in Ruhe! // Spielplatzterror: Kinder sind Arschlöcher // Fußball - Spiel des Lebens // Immer druff uff Till Schweiger! // Warum man sich berühmte Orte nicht anschauen sollte // Der beste Artikel der Welt! // Was Babies mit schwarzen Löchern zu tun haben // Ich hätte gern Merci erfunden //

>> **Gratis-Leseprobe! << Kapitel „Achtung, ich mach' mich gleich nackig!“:**

„Sex sells ja bekanntlichermäßen. Aber nun wurde und wird Sex überall und ständig eingesetzt, dass sich der Sell- und Aufmerksamkeitsfaktor doch eigentlich rapide abnutzen müsste. Aber mitnichten.

Ich müßte mich nur nackig machen, und diesen Artikel mit dem Bild von mir als Nackedei verziern.

Und schwupp, hätte ich massig Aufmerksamkeit. Ich verwette meinen derzeit noch bekleideten Hintern, dass es so wäre. Nicht, weil ich nackig so bombastisch und atemberaubend aussehen würde, mitnichten, sondern einfach nur, weil die Nacktheit per se immer noch einen Aufschrei wert ist. Ob es irgendein Promi-Busen auf den Playboy-Titel geschafft hat, Lady Gaga sich entblößt, Miley Cyrus nackig auf 'ner Abrißbirne turnt, in einem 3000-Seiten starken grauschattigen Schinken ein paar SM-Spiele gespielt oder in einem kleinen rosa feuchten Buch eine Frau ein sehr eigenes Verhältnis zu ihrem Körper und all ihren Körperausscheidungen hat - alle reden drüber.

Es ist wie im Kindergarten. Ein Kind sagt "KACKA!" und alle liegen am Boden vor Lachen. Alle Unter-6-Jährigen wohlgemerkt. Wenn Sie Eindruck bei einem Kind hinterlassen wollen, dann sagen Sie so oft Sie können "KACKA!". Wenn Sie Aufmerksamkeit wollen, dann zeigen Sie Ihre Brüste. Oder steigen Sie so aus dem Auto aus, dass man Ihr unbedecktes Sparschwein sehen kann. Wir sind wie das Krümelmonster. Statt dass wir uns auf KEEEEEEKSE! stürzen, stürzen wir uns auf BRÜÜÜÜSTEEEE!

Aber warum? Es ist so durchschaubar, es ist stets der kalkulierte Skandal. Es ist so vorhersehbar. Und doch fallen wir jedes Mal drauf rein. Ist das was Biologisches? Können wir nicht anders? Sind wir so doof? Pawlowsche Hunde, die sofort sabbern, sobald ein paar Nippel um die Ecke kommen?

Dabei müßten wir doch gerade heute, in der, Achtung Anklage, "übersexualisierten Gesellschaft", was blanke Brüste und Sex-Szenen in Büchern angeht, doch aus dem Gähnen nicht mehr rauskommen. Denn während man sich früher all die versauten Dinge nur unter Einsatz seiner Integrität besorgen konnte, in Videotheken, und in der Hoffnung, bloß nicht vom Kollegen erwischt zu werden, bietet uns das Internet Schrillionen von mehr oder weniger erotischem Bewegtbildmaterial, Terrabytes an Wichsvorlagen, kostenfrei, ohne Zugangsschutz, anonym, wann immer und wo immer wir wollen. Hallo Youporn.com, das Paradies einsamer Höschen. Und dennoch: Ein bisschen Peitschen hier, ein bisschen Genitalsekret da, und schon schreit alles auf, was bei drei nicht unterm Keuschheitsgürtel versteckt ist.

Verwundert bin ich auch, dass derzeit anscheinend ein regelrechter Aufklärungs-Wahn ausgebrochen ist. Auf allen Kanälen werden wir in die Kunst der Liebe eingeführt. Paula Lambert, Buchautorin und Sexpertin, zieht bei Sixx in ihrer Sendung "Paula kommt" durch deutsche Betten. RTL hat bei "7 Tage Sex" Ehepaare in einem "Doku-Format" dazu angestiftet, jeden Tag Sex zu haben. Die Sex-Therapeutin Ann-Marlene Hennig hat einen Aufklärungs-Bestseller geschrieben und flimmert derzeit mit ihrer Aufklärungs-Serie "Make-Love" beim MDR über den Bildschirm. Und auch ProSieben fährt auf dem Sex-Zug mit, und will nicht nur aufklären, sondern sucht gleich den perfekten Sex in der Doku "Unter fremden Decken". Soviel geballter Sex im TV gab's zuletzt in den 90ern, als sich "Wahre Liebe", "Liebe Sünde", "Peep" und "Emanuelle" noch die Klinke in die Hand gaben. Und alle reden drüber.

Und ich frage mich: Häh?! Wat'n hier los? Hab`ich was verpasst? Gibt's irgendwas neues in Sachen Beischlaf? Und ich komme zu der Erkenntnis: Nee. Eben nicht. Seit Oswald Kolle und dem Kinsey Report, damals tatsächlich revolutionär, hat sich doch eigentlich nichts weiter getan in Sachen Sabber-Knutsch-Fummel-Rein-und-Raus. Es ist immer noch das selbe rein und raus. Es gibt verschiedene Körperöffnungen, die dafür geeignet sind, manche mehr, manche weniger. War schon immer so. Schon damals in der Höhle praktizierten Steinzeit-Horst und Höhlen-USchi die Freuden der körperlichen Liebe auf diese Art und

Weise.

Und so werden uns doch tatsächlich immer wieder die gleichen Tips serviert, wie wir unser Liebesleben aufzupeppen haben: Benutzen Sie Gleitgel. Probieren Sie mal Dildos und Vibratoren. Setzen Sie mal eine Maske auf. Probieren Sie mal Fesselspiele. Machen Sie Dirty Talk. Gehen Sie mal in einen Swinger-Club. Eine Frau braucht mehr Gedöns als nur Rammeln. (Alles aus der aktuellen ProSieben-Sendung "Unter deutschen Decken"). Mönsch, Leute, das haben Lilo Wanders und Verona Feldbusch schon 1997 in ihren Sendungen "Wahre Liebe" und "Peep" erzählt. Gäh. Mal gänzlich davon abgesehen, dass ich stark bezweifle, dass auch nur 80% dieser Tips realitätstauglich sind.

Das Ganze vermittelt nur eins: Wir müssen ständig und überall fantastischen Sex haben. Wir müssen unser Liebesleben aufpeppen. Der Optimierungswahn, vorher in Sachen Lebenslauf/Karriereplanung und Kindererziehung omnipräsent, hat nun die Betten erreicht. Bringen Sie mehr Pep in Ihr Schlafzimmer (mir liegt gerade ein Witz auf der Zunge, der mit dem derzeitigen Trainer vom FC Bayern zu tun hat), reden uns alle ein. Und ich frage mich: Wieso? Wer sagt denn, dass unser Liebesleben nicht gut ist, wie es ist?

Und so müssen wir immer wollen. Wer keinen Vibrator hat, ist oldschool. Und wer noch nie ein selbstgemachtes Video bei Youporn hochgeladen hat, ist prüde. Zu Weihnachten schenkt man sich das Shades-of-Grey-Starterset mit Polyester-Maske und Samt-Peitsche. Und zum romantischen Dinner kocht man sich Penis-Nudeln.

Dabei ist das größte Tabu heute, keinen Sex zu wollen. Oder nur "normalen Sex", einmal die Woche, im Bett, ganz ohne Peitschen, Maske und "Hallo, darf ich Sie festnehmen"-Spiele. Das größte Tabu ist, keine Lust zu haben oder zumindest nicht so viel, wie es überall propagiert wird.

Deshalb plädiere ich für den kinkerlitzchenfreien Sex. Ganz normal. Ohne Gedöns. Lassen Sie sich bitte bloß nicht verrückt machen.

>> „Guckt mal alle her, ich bin nackig“ **jetzt kaufen!** Bei Amazon, Apple iBooks, Thalia.de etc. als eBook zum sofortigen Download erhältlich.

Der große HATE-Report – Was die Deutschen hassen

neobooks, 120 Seiten, mit zahlreichen Grafiken



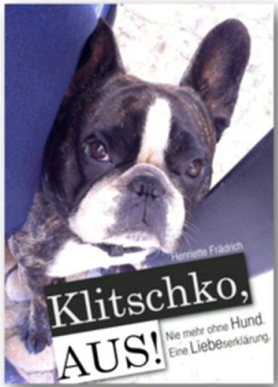
Darf man hassen? Hass ist ein so böses Wort und ein noch viel böseres Gefühl. Und dennoch: Ja, man darf. In unserer überpolitischkorrekten Gesellschaft, wo man nicht anecken darf, wo man für eine klare Meinung gleich einen Shitstorm erntet, wo man rumlaviert und pauschalisiert, wo man verhandelt und stets im Konsens lebt, ist es an der Zeit, sich auch mal richtig auszukotzen zu dürfen. Laut und prollig. Jawoll. Gerade

wir Deutschen sind für unsere Jammerlappigkeit und unser Gemotze weltbekannt. Doch ist es wirklich so schlimm um unser schwarz-rot-goldenes Volk bestellt? Dem wollte Henriette Frädrich auf den Grund gehen, und gründete deshalb als Experiment die Plattform www.what-i-hate.com. Hier können wir all unsere schlechten Gefühle loswerden und uns mal so richtig schön auskotzen. Eine Klagemauer im Internet. Halleluja. Getreu dem Motto „Sag mir, was du hasst und ich sage dir, wer du bist.“ hat sie nun die vielfältigen „Hates“ gesammelt und in diesem Report grafisch aufbereitet. So entsteht ein ganz anderes und äußerst interessantes Bild von uns Deutschen. Denn was wir hassen, definiert uns. Zum Mithassen, zum Kichern, zum Staunen.



>> „Der große HATE-Report“ **jetzt kaufen!** Bei Amazon, Apple iBooks, Thalia.de etc. als eBook zum sofortigen Download erhältlich.

Klitschko, aus! Nie mehr ohne Hund – eine Liebeserklärung
neobooks, 130 Seiten, mit zahlreichen Fotos



Vorsicht! Dieses Buch macht Lust auf Hund! Hundebesitzer sind bekloppt? Oh ja, das sind sie! Nur wer selbst einen Hund hat, kann die wahnsinnige Liebe, die man für sein stinkendes, sabberndes und schlabberndes Familienmitglied, empfindet, nachvollziehen. Hundebesitzer sind bekloppt? Oh ja, das sind sie! Nur wer selbst einen Hund hat, kann die wahnsinnige Liebe, die man für sein stinkendes, sabberndes und schlabberndes Familienmitglied, empfindet, nachvollziehen. Henriette Frädrich erzählt mit viel Charme, Humor und Selbstironie aus ihrem Alltag mit ihrem Hund „Klitschko“, einer französischen Bulldogge, und zwar von Anfang an: Vom ewigen Hin und Her der Frage „Sollen und wollen wir einen Hund haben?“, von der sofortigen Liebe bei der ersten Begegnung mit Klitschko, von der Aufregung vorm Abholen, von den Sorgen und Nöten à la „Der Hund hat Schnupfen, das ist bestimmt lebensbedrohlich!“, von den vielen Abenteuern auf der Hundewiese, von stinkenden Kackebeuteln, von der Sorge um das richtige Futter, von den vielen Besserwissern auf der Straße und und und. Ein Buch für alle Hunde-Eltern - und die, die es noch werden wollen! Witziger Plauderton, zum Mitkichern und für viele „Ja, so geht ?s mir und meinem Bello auch immer!-Momente“. Mit viel Beobachtungsgabe schildert Henriette Frädrich den Alltag mit Hunden - und nimmt auch die Macken der Hundebesitzer, inclusive ihrer eigenen, liebevoll ins Visier. Das Buch richtet sich an alle „Hundeeltern“ dieser Welt und die, die es werden wollen: In Deutschland gibt es schließlich über 10 Millionen Hundebesitzer!

Zitate aus dem Buch:

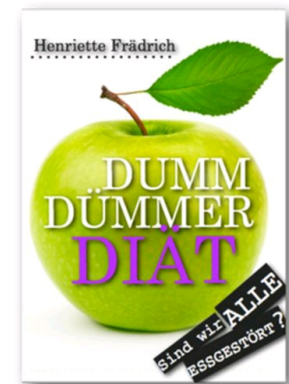
"Dass ich mal getrocknete Ohren und Penisse in meiner Küche horten würde, hätte ich mir so auch nicht ausgemalt." // "Am Ende des Tages ist so ein Hund wohl auch nur ein Mensch." // "Mein Hund soll ja schließlich nicht wie ein Hund leben." // "Erst ein Hund macht einen Menschen zum Menschen." // "So einen Hund kann man wie ein Sondereinsatzkommando in menschliche Krisengebiete (Ehekrach, Kollegenzoff) schicken." // "Das Schlimmste an einem Hund ist ja sein Herrchen und/oder sein Frauchen." // "Letztlich verteidigt jeder Hundebesitzer seinen befellten, vierbeinigen Liebling wie ein großer türkischer Bruder seine kleine Schwester." // "In den Augen des männlichen Hundebesitzers ist jeder Rüde eine Memme, der sich von anderen Rüden besteigen lässt. Es ist die gleiche Phobie eines Vaters, dass sein Sohn lieber Ballett tanzen statt Fußball spielen will." // "Und jetzt eine radikale Meinung: Menschen, die Hunde nicht mögen, sind keine guten Menschen. So. Und jetzt der Shitstorm bitte." // "Es ist der Wahnsinn, wie nah uns unsere Tiere sind, ob Hund, Katze, Hamster, Wellensittich oder Schildkröte. Wir schließen die Wesen so sehr in unser Herz, dass es fast bricht, wenn es ihnen nicht gut geht, oder schlimmeres passiert." // "Als Hundebesitzer inmitten von Hundebesitzern auf der Hundewiese ist es wie auf dem Schulhof in der dritten Klasse: Grüppchenbildung,

Tratsch und Klatsch, Lästereien über Freaks, Gezänk und Theater." // "Der Kampf zwischen den Hundebesitzern ist der gleiche Kampf wie der zwischen Müttern. Welches Kind ist besser erzogen, gescheiter, klüger, schöner, hübscher?" // ""Soll noch mal einer sagen, ein Hundeleben wäre etwas schreckliches!" // "Wenn Hunde eins können, dann ist es, traurig zu gucken. Das haben sie bis zur Perfektion drauf. Und sie kriegen uns damit. Immer." // "Zeig mir wie du deinen Hund erziehst, und ich sage dir wie du tickst."

>> „**Klitschko, aus!“ jetzt kaufen!** Bei Amazon, Apple iBooks, Thalia.de etc. als eBook zum sofortigen Download erhältlich.

Dumm, Dümmer, Diät – sind wir alle essgestört?

neobooks, 100 Seiten



Ein witziges Buch über Diätenwahn: Haben wir alle nicht mittlerweile ein völlig gestörtes Verhältnis zu unserem Körper und zu unserem Essen? „Sag mal, hast du abgenommen?“ Mit kaum einem anderen Satz kann man Menschen heute ähnlich schmeicheln. Henriette Frädrieh plaudert mit viel Humor über den allgegenwärtigen Diätwahn. Doch warum ist das so? Warum haben wir alle heute so ein ambivalentes Verhältnis zu unserem Körper und zu unserem Essen? Und können wir eigentlich noch normal essen?

Zitate aus dem Buch:

"Geht es um Diäten, Beautywahn und Abnehmen, haben wir alle schlicht und ergreifend nicht mehr alle Latten am Zaun." // "Es gelingt mir nicht, NICHT über Essen nachzudenken. Und das nervt." // "Bei jedem Stück Schokolade haben wir ein schlechtes Gewissen." // "Alter Verwalter, ich will endlich wieder in Ruhe essen können, ohne all das Geplapper, was nun gut ist oder nicht!" // "Aber auch ich falle eben immer wieder auf die Versprechen der Diät-Industrie herein." // "Ich kenne so gut wie niemanden mehr, der einfach so drauf los futtert, ohne sich seinen Kopf zu zerbrechen, was er da gerade isst." // "Bei den Frauen ist garantiert jeder Haps mit mehr oder weniger schlechten Gefühlen gewürzt." // "Wo fängt normales Essverhalten an und wo hört es auf? Ist es noch normal, wenn man sich freut, dass man doch „nur“ den großen Salat gegessen hat und sich freut, sich, entgegen dem Appetit, gegen die Pizza entschieden zu haben?" // "Aber so sind wir Frauen eben: Vorne rum Diäten verteuflern, und hinten rum doch heimlich Slimfast schlürfen." // "Sind wir etwa alle ernährungsschizophren?"

>> „**Dumm, Dümmer, Diät“ jetzt kaufen!** Bei Amazon, Apple iBooks, Thalia.de etc. als eBook zum sofortigen Download erhältlich.

So kommen Sie als Experte ins Fernsehen: Wie Sie den Bildschirm erobern und sich als TV-Experte etablieren

Gabal Verlag, 300 Seiten



Medienpräsenz bietet zahlreiche spannende Möglichkeiten für Experten, sich selbst, ihre Themen und ihre Produkte und Dienstleistungen einer breiten Öffentlichkeit zu präsentieren. Das Buch zeigt Experten, wie sie Kontakte zu den Medien herstellen, wie sie Einstiegshürden überwinden und sich erfolgreich in den Medien positionieren. Das Buch bietet dabei einen spannenden Blick hinter die Kulissen des TV-Alltags und erklärt, wie Fernsehen heute gemacht wird.

>> „So kommen Sie als Experte ins Fernsehen“ jetzt kaufen!

Bei Amazon, Apple iBooks, Thalia.de etc. als Buch und eBook zum sofortigen Download erhältlich.

30 Minuten Mediencoaching

Gabal Verlag, 80 Seiten



Als Experte in den Medien auftreten das wünschen sich viele! Aber wie kommt man überhaupt in die Medien ? Eine planvolle Medienakquise und eine zielgerichtete Selbstvermarktung sind dabei das A und O. Der eigene Internetauftritt ist heute unerlässlich, will man von den Redaktionen wahrgenommen werden. Das Buch gibt wertvolle Tipps für den souveränen Auftritt auf allen Kanälen.

>> „30 Minuten Mediencoaching“ jetzt kaufen! Bei Amazon, Apple iBooks, Thalia.de etc. als Buch und eBook zum sofortigen Download erhältlich.

Impressum

Texte: © Copyright by Henriette Frädrich
info@henriettefraedrich.de
www.henriettefraedrich.de

Bildmaterialien: © Copyright by via fotolia.de Covergestaltung: Henriette Frädrich

Alle Rechte vorbehalten.

Tag der Veröffentlichung: 05.02.2014

<http://www.neobooks.com/werk/30125-familienscheisse.html>